





Herbstreigen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Gedichte. Zweite Auflage . . . . Mk. 3.60
eleg. geb. Mk. 5.—

Wiener Elegien. 3. Aufl. kart. . . . . . . Mk. 1.50
Damastband Mk. 2.—

Kaiser Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in zwei Abteilungen. I. Hildebrand, II. Heinrichs Tod. Zweite Auflage in einem Bande . . . Mk. 4.—

Thassilo. Tragödie in 5 Akten . . . . . . Mk. 2.40

Die beiden de Witt. Trauerspiel in 5 Akten. Zweite Auflage . . . . Mk. 2.20

Tempesta. Trauerspiel in 5 Akten . . . . . Mk. 2.—

Eine Wohlthat. Volksdrama in 4 Akten . . . Mk. 2.20

Novellen aus Österreich. Zweite Auflage . . . Mk. 4.—
eleg. geb. Mk. 5.20

Inhalt: Innocens. — Marianne. — Die Steinklopfer. — Die Geigerin. — Das Haus Reichegg.

Drei neue Novellen . . . . Mk. 3.—
eleg. geb. Mk. 4.20

Inhalt: Vae victis! — Der „Excellenzherr“. — Tambi.

Schicksale. Drei Novellen . . . . Mk. 3.60
eleg. geb. Mk. 4.80

Inhalt: Lieutenant Burda. — Seligmann Hirsch. — Die Troglodytin.

Frauenbilder. Zwei neue Novellen . . . . . Mk. 3.—
eleg. geb. Mk. 4.20

Inhalt: Ginevra. — Geschichte eines Wienerkindes.

Schloß Kostenitz. Novelle . . . . Mk. 2.—
eleg. geb. Mk. 3.20

In Separat-Miniatur-Ausgabe:

Innocens. Novelle. Vierte Auflage. eleg. geb. . Mk. 2.40

Marianne. Novelle . . . . eleg. geb. Mk. 2.—

Die Steinklopfer. Eine Geschichte . . . kart. Mk. 1.80

Die Geigerin. Novelle . . . . kart. Mk. 1.80

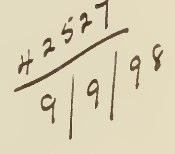
Herbstreigen.

Drei Novellen

von

Ferdinand von Saar.

(Der Novellen Fünfte Sammlung.)



Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1897.

Herr Fridolin und sein Glück.







I.

Schopenhauer spricht in einer seiner zahlreichen Abhandlungen über die Leiden und die Nichtigkeit des Daseins die Behauptung aus: daß die sogenannten Glücklichen es nur scheinbar, höchstens aber nur vergleichsweise seien, und wenn schon hin und wieder ein wahrhaft Glücklicher vorkäme, so sei dies ein so seltener Fall wie ein erreichtes sehr hohes Alter, wozu — gleichsam als Lockvogel — die Möglichkeit gegeben sein müsse. Nun, als ein solcher ausnahmsweise Glücklicher stellte sich der Zimmerwärter auf dem gräflichen Schlosse zu N . . ., Herr Friedrich — oder eigentlich, der czechischen Taufliste nach, Herr Bedřich Kohout dar. Schon der Lebens- und Entwickelungsgang dieses merkwürdigen Mannes sprach dafür. Vom barfüßigen, des Lesens und Schreibens unkundigen

Lehrjungen in der Schloßtischlerei hatte er es durch besondere Dienstwilligkeit und Verwendbarkeit im Lauf einiger Jahre zum Hausknecht gebracht, in welcher Eigenschaft ihm nebst anderen Verrichtungen auch das Heizen sämmtlicher Oefen, sowie die Betreuung aller im Gebrauch stehenden Lampen oblag. Diesen wichtigen Geschäften unterzog er sich mit einem verständnißvollen Eifer, welcher von der plumpen Fahrlässigkeit seines Vorgängers auf das überraschendste abstach, und da er dabei die eigene Person sehr sauber hielt, das fahle Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt trug und sein rundes Gesicht beständig in unterwürfigem Frohsinn strahlen ließ, so erfreute er sich im Schlosse bald der allgemeinsten Beliebtheit. Man ließ sich herab, ihn anzusprechen, wenn er, die Holztrage auf dem Rücken, in den Gängen oder im Hofe vorüberkam, und ergötzte sich an der harmlosen Dreistigkeit, mit welcher er neckende Fragen höchst schlagfertig zu beantworten wußte. Jemand wandelte einmal scherzweise seinen Rufnamen Friedrich in Fridolin um, was allseitig Anklang fand, und von nun ab nannte ihn Niemand mehr anders. Als sich mit

der Zeit einige Lücken in der höheren Dienerschaft ergaben, wurde auch sofort erwogen, ob man diesen gutmüthigen, anstelligen Burschen, der sich nach und nach die deutsche Sprache nicht blos in Wort, sondern auch einigermaßen in Schrift zu eigen gemacht hatte, nicht näher heranziehen solle. Wirklich entschloß man sich, ihn probeweise dem jungen Erbgrafen zur persönlichen Dienstleistung zuzutheilen. Dieser Versuch übertraf alle Erwartungen, und nachdem der Noviz seinen Herrn und dessen Hofmeister auf einer Reise durch Italien begleitet hatte, erklärte Graf Benno halb im Scherz, halb im Ernst: er könne ohne seinen Fridolin gar nicht mehr leben. Dieser wußte sich auch bei einer späteren Reise, die in Begleitung eines älteren Standesgenossen nach Paris und London — und von dort aus nach New-York unternommen wurde, mit überraschendem Orts- und Spürsinn überall zurechtzufinden, ja er bot zum Erstaunen und auch sehr zum Vortheile der beiden hohen Reisegefährten sogar der Seekrankheit Trotz. Und als die glückliche Heimkehr im Schlosse durch ein großes Diner gefeiert wurde, da fand Fridolin Gelegenheit, seinen außerordentlichen

Eigenschaften die Krone aufzusetzen. Der schon bejahrte Kammerdiener war nämlich gerade an diesem Tage in Folge einer starken Erkältung gezwungen, das Bett zu hüten; welcher Andere aber konnte für ihn einspringen, als der umsichtige Beschützer und treue Diener seines jungen Herrn? Da stand er nun in dem gewölbten Speisesaale, schwarz befrackt, mit weißer Halsbinde, und überwachte, die Stirn in strenge Falten gelegt, die schüsselreichenden Diener, oder bewegte sich zwischendurch selbst unhörbaren Schrittes um die Tafel, die serviettenumhüllte Flasche den Gläsern nähernd und den Gästen mit ehrerbietig gedämpfter Stimme Château-Margaux, Rheinwein und Champagner anbietend, welch letzteren er, anmuthiger Abwechslung halber, auch „Veuve Cliquot“ oder „Grand mousseux“ nannte.

Die Höhenlinie seines Daseins aber erreichte er, als er einige Jahre später ein Ehebündniß mit dem Fräulein Katinka Kwapil schloß. Diese bereits etwas überreife Schönheit, deren einziger Fehler in einer allzu sehr nach aufwärts gerichteten Nase bestand (denn sie erfreute sich eines üppigen blonden Haarwuchses, schmachtender blauer Augen und, wie

Kenner versicherten, einer prachtvollen Büste), war der Reihe nach Kindermädchen bei den drei Comtessen des Hauses gewesen. Da jedoch nunmehr auch die jüngste solcher Obhut entwachsen war, so sollte die brave Katinka für ihre aufopfernden Dienste belohnt und ihr, wie sich die Frau Gräfin-Mutter ausdrückte, ein „sort“ bereitet werden. Und welch besseres Loos konnte ihr beschieden sein, als das, die Gattin des treuen Fridolin zu werden, welchem bei diesem Anlasse eine neue, höchst ehrenvolle und wichtige Stellung zugedacht wurde. Der bisherige Zimmerwärter war mit zunehmendem Alter immer bequemer und nachlässiger geworden, so zwar daß man sich endlich gezwungen sah, ihn in den Ruhestand zu versetzen. Zu seinem Nachfolger aber wurde — wie schwer ihn auch sein Herr entbehren mochte — Fridolin bestimmt. Denn dieser Perle unter den Dienern, diesem zuverlässigsten aller Menschen, der ja auch mit Hobel und Leim umzugehen wußte, konnten sämmtliche Kostbarkeiten des Schlosses, konnten die reichgeschnitzten Möbel und breitumrahmten Bilder, die alten Gobelins und persischen Teppiche, die zahllosen Statuetten, Vasen

und Nippgegenstände, sowie der funkelnde Tafelschatz in allen Metall-, Porzellan- und Glassorten mit ruhiger Seele anvertraut werden; wie man auch überzeugt sein konnte, fernerhin die Gastzimmer nicht in mangelhaftem Zustande, die entlegenen und unbenützten Räumlichkeiten nicht in völliger Verwahrlosung anzutreffen.

So fand denn mit seiner Ernennung auch die Hochzeit statt, und das reich beschenkte Paar bezog in einem Nebengebäude eine sehr geräumige, nett ausgestattete Wohnung, um dort die Flamme des häuslichen Herdes auflodern zu lassen. Allerdings war Fridolin mit seinem neuen Amte die Verpflichtung auferlegt worden, die gewohnten Dienstleistungen bei dem Erbgrafen bis auf weiteres nebenher fortzusetzen, und auch Katinka wurde immer noch zu allerlei Handreichungen in's Schloß gezogen, was begreiflicherweise bei Tag und Nacht vielfältige Störungen in dem jungen Eheleben mit sich brachte. Indeß führte, wie überall, auch hier die Zeit Veränderungen herbei, welche Fridolin allmälig zum selbstständigen Manne machten. Die beiden ältesten Comtessen hatten sich schon vor einigen Jahren ver-

mählt; nun folgte der Bruder ihrem Beispiele, indem er eine fürstliche Erbin erkor, welche ihm ausgedehnte Güter in Böhmen und Ungarn mitbrachte. Diese Besitzungen erforderten die Anwesenheit des neuen Herrn, der fortan abwechselnd dort seinen Aufenthalt nahm. Und als das Haupt der Familie, Erlaucht senior, eines Tages das Zeitliche gesegnet hatte, da fanden sich die Gräfin Wittwe und ihre jüngste Tochter doch zu verlassen und abgeschieden in dem weitläufigen Schlosse; sie zogen es endlich vor, den Sommer auf den Gütern ihrer Angehörigen, den Winter aber in Wien oder Meran zuzubringen. Auf diese Art wurde Fridolin wirklich zum Alleinherrscher in dem verlassenen Schlosse, welchem er jetzt seine ganze Liebe und Hingebung weihen konnte. Es soll hier gar nicht näher beschrieben werden, mit welchem Eifer, mit welcher Sorgfalt er jeden Frühling und Herbst mit einer Anzahl weiblicher Hilfskräfte die Lüftung und Reinigung der Gemächer vornahm; wie er, die Wichsbürste unter den rechten Fuß geschnallt, in tollen Wendungen über die Parqueten hinfuhr, bis diese wie Spiegel glänzten; wie er schadhaft gewordene Möbel, eines nach dem

anderen, in die kleine Tischlerei, die er in seinem Wohnhause hergestellt hatte, schleppte oder schleppen ließ, um, ohne Rücksicht auf seine weißen fleischigen Hände, unermüdlich daran zu hämmern, zu leimen und zu firnissen — kurz: es war jahraus, jahrein Alles in solchem Stande gehalten, daß die weiten, funkelnden Räumlichkeiten jeden Augenblick wieder bezogen werden konnten. Daran dachte nun freilich Niemand; aber es ereignete sich doch hin und wider, daß sich der in der Ferne weilende Herr mit einigen erlesenen Gästen auf seinem väterlichen Stammsitze zur Jagd ankündigen ließ. Da mußte denn Fridolin Küchen- und Kellerschlüssel bereit halten, das nöthige Tafelzeug hervorholen und das Büffet in Stand setzen, während Frau Katinka ihre culinarischen Kenntnisse mit Zuhilfenahme eines dicken Kochbuches auffrischte. Und als dann die erlauchten Jäger müde und hungrig beim späten Diner saßen: da war e r es wieder, der in schwarzem Frack und weißer Halsbinde die schüsselreichenden Diener überwachte und die edlen Weine in die Gläser goß.

Das ging aber jedesmal rasch wie ein Traum vorüber, und Herr Fridolin schlüpfte alsbald wieder

in den bequemen braunen Lodenrock mit grünen Vorstößen, den er im Stillleben seiner Häuslichkeit zu tragen pflegte. Und eine geordnetere, behaglichere Häuslichkeit, als die seine, konnte es kaum mehr geben. Das Wohnhaus glich einer kleinen Villa. Es sah auf ein schmuckes Vorgärtchen, in welchem hochstämmige Rosen prangten, und rückwärts dehnte sich ein geräumiger Obst- und Gemüsegarten aus. Abgegrenzt wurde dieser durch einen großen Hühnerhof, wo es in allen Tonarten gackerte, schnatterte und gluckste, so wie durch eine Reihe hölzerner Koben, aus welchen von Zeit zu Zeit fröhliches Grunzen drang. Dies Alles betreute Frau Katinka mit eigener Hand; denn es galt nicht blos das Nothwendige für den Hausbedarf zu erzielen, sondern auch einen schwungvollen Handel mit Geflügel und Ferkelchen zu betreiben, welcher es dem Gatten ermöglichte, einen großen Theil seines dienstlichen Einkommens für sich und die Seinen bei Seite zu legen. Sie hatte im Laufe der Jahre drei Kinder geboren, zwei Mädchen und einen Knaben, welche sämmtlich runde Gesichter und nach aufwärts gestülpte Stumpfnasen zur Schau trugen, was umso

begreiflicher war, als sich auch Herr Fridolin durch kein Adlerprofil auszeichnete. Sie wuchsen in voller Gesundheit und Frische heran und besuchten schon alle die Schule, wo ihnen, da man dem Lehrer eine deutsche Nachstunde bezahlen konnte, die Wohlthat eines zweisprachigen Unterrichtes zu Theil wurde. Zu Hause redeten sie mit der Mutter und der Magd böhmisch, mit dem Vater, der dies unbedingt forderte, deutsch — und so war in der Familie der Nationalitäten-Ausgleich auf das befriedigendste hergestellt, wenn auch Frau Katinka im Stillen mehr auf die slavische Seite hinneigte. Ihre Schönheit hatte mit der Zeit begreiflicherweise einige Einbuße erlitten. Das dichte Blondhaar zeigte sich ziemlich gelichtet, die schmachtenden Augen hatten mit röthlichen Rändern einen schärferen Ausdruck angenommen, und auch die Büste schien nicht mehr so prachtvoll wie früher zu sein. Aber Herr Fridolin, wenn er es überhaupt bemerkte, ließ sich das nicht anfechten, wie er denn fast in Allem, was nicht den Dienst betraf, den erhabenen Grundsätzen der Stoa huldigte. Auch war ja Katinka noch immer eine ganz hübsche Erscheinung, zumal wenn

sie Sonntags in die Kirche ging, wo sie durch ihre elegante und modernste Kleidung nicht blos bei der Frau des Schloßgärtners, sondern auch bei der des Gutsverwalters und den sonstigen Spitzen der weiblichen Ortsbevölkerung neidische Bewunderung erregte. Freilich konnte sie sehr leicht solchen Luxus entfalten. Denn ihre einstigen Pflegebefohlenen verabsäumten nicht, ihr alljährlich zu Weihnachten ausgemusterte, das heißt kaum getragene Kleider, Jacken und Mäntel zu senden, wobei sie, nun selbst Mütter geworden, auch der Kinder nicht vergaßen. Seine Erlaucht, der Herr Graf, entzog sich ebenso wenig dieser Pflicht der Dankbarkeit und erfreute den treuen Fridolin ziemlich regelmäßig mit Ablegern aus seiner Garderobe, in Folge dessen der Herr „Schloßverwalter" — so hörte sich der allein herrschende Zimmerwärter gerne nennen — selbst aussah wie ein Cavalier, wenn er an der Seite seiner Gattin erschien und nach beendetem Gottesdienst Arm in Arm mit ihr den Heimweg antrat. Und wenn er dann nach eingenommenem Mahle, welchem Frau Katinka an Sonn- und Feiertagen stets eine Tasse schwarzen Kaffees folgen ließ, eine

Cigarre rauchend in dem von Rosen durchdufteten Vorgärtchen saß, das hohe, schöne Schloß in altfranzösischem Styl vor Augen: da mochte er, der einst barfüßig und in geflicktem Jäckchen durch das Portal des Vorhofes hier eingezogen war, mit dem erhebenden Bewußtsein dessen, was er erreicht und errungen, auch das Vollgefühl haben, ein Glücklicher zu sein.



II.

Dennoch — es muß leider gesagt werden — würde der Skepticismus Schopenhauers auch hier ein Haar in der Suppe gefunden und auf den Ausspruch des Horaz hingewiesen haben, der da lautet: nemo ab omni parte beatus. Und wirklich: es gab eine Seite, von welcher aus sich das Dasein des altgräflichen Zimmerwärters weniger beneidenswerth darstellte. Auch an *seinem* Glücke war ein wunder Punkt: freilich nur ein ganz kleiner, verschwindend kleiner — aber er machte sich um so empfindlicher geltend, als er allwöchentlich, und zwar jeden Donnerstag berührt wurde. Aus welchem Anlasse und in welcher Art, wird aus Folgendem klar werden.

Herr Fridolin hatte nämlich eine entschiedene Vorliebe für Pilsener Bier. Nun soll damit nicht etwa gesagt sein, daß er ein Trinker gewesen. Welcher Freund und Verehrer jenes hellen, durch-

sichtigen, stark hopfenhältigen Gebräues könnte überhaupt ein Trinker genannt werden? Nein: Fridolin brachte diesem ersten der Biere jene würdevolle Bedächtigkeit entgegen, die ihn nach allen Richtungen hin auszeichnete. Er zog es eben jedem anderen Getränke vor, ja es war gewissermaßen das einzige, das er zu sich nahm. Im übrigen erwies er sich, wie alle bedeutenden Menschen, nicht abhängig von seinen leiblichen Bedürfnissen, die er auf das allereinfachste zu befriedigen liebte. Möglich, daß er sich seinerzeit in den Leckerbissen übernommen hatte, die auf der Tafel erschienen waren und deren schönste Reste sehr oft der Dienerschaft anheim zu fallen pflegten. Gewiß ist, daß ihm jetzt der Anblick von Austern, Hummern oder Gänseleberpasteten Widerwillen erregte, und daß er auf Fasane und Schnepfen mit Geringschätzung hinabsah. Auch aus anderem Geflügel machte er sich nichts, und Frau Katinka konnte das, welches sie aufzog, ruhig den Händlern überlassen, wenn sie ihm nur oft genug Rauchfleisch mit Knödeln oder jene mit Quark und Rosinen belegten Kolatschen vorsetzte, die sie so ausgezeichnet zu bereiten verstand. Und was sollten

ihm all die Weine, welche in bestäubten Flaschen in der Tiefe des Kellers lagerten? Was dieser nach Tinte schmeckende Bordeaux, dieser parfümirte Johannisberger — oder gar dieser süßlich prickelnde Weiberschleck, der Champagner? Höchstens, daß er gelegentlich ein Glas alten Oesterreichers zu sich nahm, wiewohl er auch da nach dem ersten prüfenden Schluck die Mundwinkel, mißvergnügt schmatzend, herabzog. Ja, nur dem „Pilsener" wohnte gediegene, ausgeglichene Kraft inne — und eine herbe Fülle von Wohlgeschmack, dem kein anderer zu vergleichen war. Aber es hatte, wie alle Biere, die Eigenthümlichkeit, daß es nur dann voll mundete, wenn es frisch verzapft war. Pilsener, das auch nur einen Tag — geschweige denn mehrere — lief, verdiente den Namen nicht; auf Flaschen gezogen, konnte es nur als jämmerlicher Nothbehelf gelten. Also frisch vom Fasse weg mußte es getrunken werden! Das jedoch konnte, wie an allen kleinen Orten, wo die Wenigsten im Stande waren, sich diesen Genuß zu gönnen, nur an jedem Donnerstag und Samstag geschehen — und zwar in dem nicht weit vom Schlosse entfernten Gast-

hause des Herrn Wenzel Sykora. Dort also rann es zweimal die Woche vom Nachmittag bis tief in die Nacht hinein vom Zapfen in's Glas. O, wie gemüthlich ging es dabei zu! Besonders an Samstagen, wo man sich, den geschäftelosen Sonntag vor Augen, dem wohligsten Behagen hingeben konnte. An einer langen Tafel in der Mitte der niederen, verräucherten Wirthsstube, sowie an kleineren, von Hängelampen überqualmten Seitentischen, wo sich lebhafte Tarokpartien entwickelten, saßen im Vereine mit den angesehensten Bürgern und Grundbesitzern: der Gutsverwalter, der Rentmeister, der Forstcontrollor, sämmtliche Adjunkten und Schreiber, der Schloßgärtner und — last, not least — in seiner ganzen unvergleichlichen, unterwürfig stolzen Würde Herr Fridolin. Da flossen die Stunden nur so mit dem köstlichen Naß dahin, das Herr Sykora, verständnißvoll schmunzelnd, in den blinkenden Gläsern vor Mann zu Mann umhertrug. So wies denn der Zeiger stets weit über Mitternacht, wenn Herr Fridolin, die Mütze auf's Ohr gesetzt, sich auf den Heimweg machte und mit etwas wankenden Beinen in das eheliche Schlafgemach trat, wo ihn

Frau Katinka auf's liebevollste erwartete und empfing. Sie lächelte ihm in einem koketten Nachthäubchen vom flaumigen Pfühl aus entgegen, und keine Gardinenpredigt weckte die Kinder, die in der Nebenstube den Schlaf der Unschuld schliefen. Nur zärtliches Geflüster wurde vernehmbar, das noch einige Zeit fortdauerte, wenn das Licht gelöscht war. Aber so nachsichtig und duldsam die liebende Gattin sich an Samstagen erwies: so unerschütterlich, ja grausam streng verhielt sie sich an Donnerstagen. Da durfte Fridolin an ein längeres Verweilen bei Herrn Sykora nicht denken; es war ihm nur gestattet, zur „Jause" sich dorthin zu begeben: Schlag sieben, um welche Zeit das gemeinsame Familien-Nachtmahl eingenommen wurde, mußte er wieder zu Hause sein. Also kaum zwei Stunden, zwei kurze Stunden waren ihm gegönnt. Und was ließ sich in einer solchen Spanne Zeit leisten — in einem Getränke leisten, das nicht rasch und unbedacht hinter die Binde gegossen werden konnte, sondern gewissermaßen mit Andacht ausgekostet werden mußte? Allerdings hätte er sich wohl — Frau Katinka würde es gestattet haben — das fehlende Quantum nach Hause bringen lassen

können. Aber Pilsener über die Gasse tragen! In einem Kruge oder einer Flasche! Ging da nicht schon durch das mehrmalige Umgießen die beste Kraft, das feinste Arom verloren! Nein: nur in der richtigen Faßnähe konnte es wirklich genossen werden. Und gerade dann, wenn man so recht eigentlich anfing, auf den Geschmack zu kommen — zu einer Zeit, wo sich die Thür öffnete, die frei=zügigen Gäste einer nach dem anderen eintraten, um sich mit vertraulichem Gruße hinter die Gläser zu setzen: aufbrechen und der Gesellschaft Valet sagen! Es war, wie gesagt, ein furchtbares, grau=sames Gebot — aber er mußte sich ihm fügen. Denn wenn er sich auch beikommen lassen wollte, den Schlag der siebenten Stunde zu überhören: er konnte gewiß sein, daß in kürzester Frist ein plumper Finger draußen an eine Fensterscheibe pochte: und wenn er auch dieses Pochen überhörte, dann ging alsbald die Thür auf, und durch die Spalte hinein rief die schrille Stimme seiner Haus=magd: Pane Kohout! Und blieb er auch dann taub, so erschien nach einer Weile eines der stumpfnasigen Kinder, um dem Vater zu melden, daß das Essen

auf dem Tisch stehe. Raffte er sich, den kleinen Boten abweisend, mit äußerster Kraftanstrengung zu dem Bescheid auf: man solle nur ohne ihn zum Nachtmahl gehen, da konnte es sich ereignen — einmal geschah es und durfte nicht wieder geschehen! — daß plötzlich die Thür weit aufgestoßen wurde und Frau Katinka, Haupt und Brust malerisch mit einem dunklen Tuche umhüllt, auf der Schwelle erschien, ein zorniges und gebieterisches „Fridolin!“ erschallen lassend. Nein: besser, als dann kreidebleich aufspringen und, ohne die Zeche zu bezahlen, unter dem Zischeln und verhaltenen Lachen der Mitgäste wie begossen abeilen — besser war es, noch vor der entsetzlichen Stunde aufzubrechen. Und wenn er das nun mit einem wehmüthigen Scheideblick auf das letzte geleerte Glas jeden Donnerstag that und, von dem halb mitleidigen, halb spöttischen Abschiedsgruße des Herrn Sykora geleitet, den Weg nach dem Schlosse antrat, da waltete ein bitteres Gefühl in seiner Brust, und er würde, wenn er sie gekannt hätte, mit eingestimmt haben in die Worte des römischen Dichters: nemo ab omni parte beatus.

III.

Das Alles hatte ich so nach und nach in Erfahrung gebracht, da ich oft genug als Gast in dem Schlosse verweilte, wo mir in einem kleinen Seitenflügel selbst dann noch zwei Zimmer zur Verfügung standen, als Herr Fridolin bereits die alleinige Schlüssel-Oberhoheit führte. Während eines solchen einsamen Aufenthaltes aber sollte mir ein noch tieferer Einblick in das Wesen des merkwürdigen Mannes vergönnt werden.

Es war im Winter und an einem jener Donnerstage, welche für ihn stets so peinvoll verliefen. Ich hatte wie gewöhnlich bei Herrn Sykora ziemlich spät Mittag gehalten und mich dann beim Kaffee in ein Buch vertieft, das ich, weil es mich sehr interessirte, zu mir gesteckt. Draußen heulte ein wilder Schneesturm, rüttelte an den Fenstern und pfiff durch die Röhre des eisernen Ofens, in

welchem ein ausgiebiges Steinkohlenfeuer pustete. Es begann allmälig zu dämmern, und ich mußte das Buch weglegen. Aber ich fühlte mich, allein, wie ich war, so behaglich in der stillen, durchwärmten Gaststube, daß ich im Angesicht des Gestöbers ruhig sitzen blieb und eine zweite Cigarre anzündete, deren Rauch sich bläulich durch das Halbdunkel hinzog.

Da vernahm ich, wie draußen im Flur Jemand wiederholt mit den Füßen aufstampfte — und weiße Flocken von Mütze und Mantel schüttelnd, trat Herr Fridolin herein. Bei meinem Anblick stutzte er und betrachtete mich forschend; als er mich erkannt hatte, machte er die gewohnte herablassend ehrerbietige Verbeugung. Dann schickte er sich an, an einem Nebentische Platz zu nehmen.

„Guten Abend, Herr Kohout,“ sagte ich. „Aber warum setzen Sie sich nicht zu mir?“

Er zog die Brauen empor und krümmte leicht den Rücken. „Wenn Sie erlauben,“ erwiderte er und ließ sich sachte, die beiden Handflächen an einander reibend, mir gegenüber nieder. „Ein elendes Wetter,“ fuhr er fort, indem er sich das

Haar über der Stirne glatt strich. „Man sollte eigentlich keinen Hund hinausjagen."

„Nun, es ist ja nicht so weit bis hierher," sagte ich.

„Zum Glück nicht. — Aber wo bleibt denn der Wirth?" Er kehrte sich nach der Thür.

„Der wird wohl ein Nachmittagsschläfchen halten."

„Ach was, er kümmert sich nicht, weil um diese Zeit gewöhnlich keine Gäste da sind. Ich pflege sonst auch erst später zu kommen. Heute aber muß ich schon um sechs Uhr wieder zu Hause sein. Wir haben nämlich ein Schweinchen geschlachtet, das nicht mehr fressen wollte. Da hat man die Hände voll zu thun — und zum Nachtmahl giebt es gleich die ersten Würste. Aber ich muß doch den Sykora herbeiläuten." Und er begann die Schlagschelle, die auf dem Tische stand, kräftig zu bearbeiten.

Es dauerte nicht lange, so erschien auch der Ersehnte im Eiltritt und machte beim Anblick Fridolins eine Geberde der Ueberraschung. „Schon so früh hier, Herr Schloßverwalter?!" rief er.

„Ausnahmsweise, ausnahmsweise," erwiderte Herr Kohout, sichtlich verlegen, daß man ihn in

meiner Gegenwart „Schloßverwalter“ genannt hatte. „Aber es ist doch schon angezapft?“

„Gewiß, soeben, Herr Schloßverwalter. Es scheint heute ganz ausgezeichnet zu sein. Wird gleich erscheinen.“ Damit ging Herr Sykora ab, der inzwischen die Hängelampe in der Mitte des Zimmers lichtspendend gemacht hatte, was einen scharfen Petroleumgeruch nach sich zog.

Als wir jetzt allein waren, rückte Fridolin an seinem Stuhl und räusperte sich. „Sie müssen schon entschuldigen, daß man mir einen Titel giebt, der mir eigentlich —“

„Nun,“ unterbrach ich ihn, „was nicht ist, kann noch werden.“

„Vielleicht, vielleicht,“ erwiderte er, halb verschämt, halb stolz abwehrend. „Und die Leute lassen es sich nun einmal nicht nehmen —“

Jetzt hatte Herr Sykora auch das funkelnde Glas gebracht, an dessen Rande der Schaum weiß und dicht wie Schlagsahne stand. Fridolin faßte den Henkel und hielt es prüfend gegen das Licht. Dann that er einen kurzen, aber kräftigen Zug.

„Wirklich ganz ausgezeichnet!“ versicherte er, mit der Zunge schnalzend. „Aber Sie trinken das Bier nicht?“ wendete er sich an mich und warf einen Blick auf die Kaffeetasse, die noch vor mir stand.

„O ja. Aber jetzt ist es mir noch zu früh.“

„Zu früh? Dieses Bier kann man zu jeder Zeit genießen — vorausgesetzt, daß es frisch ist. Es ist das gesündeste Getränk. Ich meinerseits betrachte es als eine Art Medizin.“

„Aber Sie sind ja doch ganz gesund, lieber Herr Kohout,“ sagte ich, indem ich sein breites, glatt rasirtes Gesicht betrachtete, das ein stattliches Doppelkinn aufwies.

„Nun, eigentlich ja. Gott sei Dank! Aber an gewissen Uebelständen fehlt es nicht. Die kommen so mit den Jahren. Das Dienen greift den Menschen an.“

„Gewiß. Und Sie haben es nicht leicht genommen.

„Das darf man auch nicht,“ sagte er, feierlich die Hand erhebend, „wenn man in seinem Berufe etwas leisten will. Und ich habe seit jeher den Beruf in mir gefühlt, Diener zu sein.“

„Ein seltenes Wort, Herr Kohout. Ein seltenes Wort in einer Zeit, wo jeder nur Herr sein will.“

„Das ist es. Man will sich nicht mehr unterordnen, und es wird sich bald kein Mensch finden lassen, der sich zu sogenannten niederen Verrichtungen herbeiläßt, obgleich dazu Eigenschaften erforderlich sind, von denen so irgend ein hochnasiger Bursche keine Ahnung hat. Nehmen Sie zum Beispiel das Amt eines Hausknechtes. Sie wissen, daß ich als solcher gedient habe. Nun, das Reinigen der Treppen und Gänge ist wohl keine Kunst, und der Nächstbeste kann es treffen. Aber die Lampen! Um die in Stand zu halten, ist nicht blos ein stark entwickelter Reinlichkeitssinn, sondern auch eine gelehrige, schmieg- und biegsame Hand nothwendig.“ (Er ließ seine fleischigen Finger in der Luft spielen.) „Und dann das Heizen! Da darf man nicht blos das Holz in den Ofen schieben und den Span darunter: man muß sich auch überzeugen, ob es wirklich brennt. Denn jeder Ofen hat seine besonderen Mucken, die studirt werden müssen — gerade so, wie hinsichtlich der Temperatur die Empfindlichkeit der Zimmerbewohner studirt werden muß. Der

Herr Graf, Erlaucht selig, zum Beispiel wollte es warm haben — aber nicht zu warm; Erlaucht die Frau Gräfin hingegen kühl — aber nicht zu kühl. Nun können Sie sich vorstellen, wie schwer das zu machen war. Und dann im Kinderzimmer! Da wachte der Doctor wie der Teufel darüber, daß immer auf einen ganz bestimmten Grad geheizt sei — nicht eine Linie darüber, und keine darunter. Da mußte man also das feinste Auge für das Thermometer besitzen. Aber auch die vielen und verschiedenartigen Gäste stellte ich zufrieden; sogar die Hofmeister und Gouvernanten. Unsere alte, lustige Französin behauptete immer, daß ich ein wahrer bijou sei, und die schöne Engländerin, die Miß Roberts, nannte mich nie anders als my dear Fridolin."

Diese Fremdwörter, mit welchen Herr Fridolin offenbar seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse erhärten wollte, wurden so eigenthümlich vorgebracht, daß ich alle Mühe hatte, mein Lachen zu einem Lächeln herabzudrücken. „Ich weiß, ich weiß," sagte ich, „Sie waren ein Liebling der Damen."

„Nun ja. Aber ich habe mich auch rechtschaffen

geplagt, und nebenbei manches Unangenehme erdulden müssen. Und insofern begreif' ich es wohl, daß das Dienen nicht Jedermanns Sache ist. Nun gar bei hohen Herrschaften. Die sind nicht gewohnt, Rücksicht zu nehmen. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht muß man zur Verfügung stehen. Empfindlich darf man schon gar nicht sein; denn die Worte werden nicht auf die Waagschale gelegt — und manchmal kommt es auch zu gewissen Handgreiflichkeiten. Auch muß man Spaß verstehen, wenn Einen die jungen Herren unversehens überreiten — oder Einem eine Ladung Vogeldunst nach hinten versetzen. Manchmal beliebt es ihnen sogar, Einem, wenn man gerade im besten Schlafe liegt, den Strohsack unter dem Leibe anzuzünden und im entscheidenden Augenblicke einen Kübel Wasser über das Ganze auszugießen. Da heißt es, gute Miene zum bösen Spiel machen — und mitlachen; denn merken sie, daß es Einen verdrießt, treiben sie's noch ärger. Nun, jeder Stand hatte seine Schattenseiten, und überall giebt es irgend etwas hinunter zu schlucken. Manchmal noch weit Aergeres — wenn es auch nicht darnach aussieht. Und schließlich wird

unsereins für seine Ausdauer belohnt. Ich selbst zum Beispiel verdanke Alles, was ich jetzt bin und habe, eigentlich doch nur einem solchen Spaß — wenn er mir auch bald das Leben gekostet hätte."

„Wieso?"

„Nun hören Sie. Es war in einem sehr strengen Winter, und der Eissport auf dem großen Teiche im Park wurde eifrig betrieben. Eines Sonntags ging es dort besonders lebhaft zu; denn aus der Nachbarschaft hatte sich von allen Seiten Besuch eingefunden. Ich stand damals schon im Dienste meines Herrn und mußte mich gleichfalls auf dem Eise halten, um Schlittschuhe zu schnallen, Cigaretten und Cognac herumzureichen. In der Mitte des Teiches war der Fische wegen eine viereckige Oeffnung ausgehackt, gerade so groß, daß ein Mensch hindurch konnte. Anfänglich bewegte man sich auf Distanz daran vorbei; dann aber wurden die jungen Cavaliere immer übermüthiger und suchten sich gegenseitig dem Loche zuzudrängen, damit irgend Einer zum Vergnügen der anwesenden Comtessen, die nur darauf zu warten schienen, hineinplumpse; was jedoch nicht so leicht angehen wollte, denn sie

waren Alle fix und gewandt wie die Teufel. Ich mußte mich entfernen, um schwere Cigarren zu holen, die verlangt wurden, und süßen Liqueur für die Damen. Wie ich nun, das Kistchen in der einen, die Flasche in der anderen Hand, eiligst zurückkehrte, ruft Einer — der junge Graf von Ostrov war's —: Holla! Der Fridolin! Den sollte man untertauchen! Ja, ja, untertauchen! Den Fridolin untertauchen! schrieen Alle durcheinander, die Comtessen nicht am wenigsten. Nun stellen Sie sich meine Situation vor. Ich war durch das Hin- und Herrennen ganz in Schweiß gekommen — und nun sollte ich in's Eiswasser hinein! Das Herz stand mir still vor Angst. Aber ich ließ es nicht merken, sondern suchte eine lächelnde Miene anzunehmen, als wäre mir die Sache ganz egal. Damit hatte ich schon manchmal Aehnliches von mir abgewendet. Aber diesmal half's nicht. Man stürzte auf mich los, packte mich bei den Füßen und schob mich kopfüber durch das verdammte Loch. Mir vergingen sofort die Sinne, und halb todt zogen sie mich heraus. Nun wurde ich freilich gleich zu Bett gebracht, frottirt, und als ich wieder zu mir selber kam, mußte ich siedend heißen Grog

literweise in mich hineintrinken. Aber es nützte nichts. Schon nach einer halben Stunde brach hitziges Fieber — und im Laufe der Nacht eine Lungen- und Rippenfellentzündung aus. Da hätten Sie aber meinen jungen Herrn sehen sollen! Er hatte mehr Angst, daß ich stürbe, als ich selbst. Der Hausarzt genügte ihm nicht; es mußte um einen Professor nach Wien telegraphirt werden, und stundenlang saß er an meinem Bette, mir in einem fort Trost zusprechend, wie die Mutter dem kranken Kinde. Und sehen Sie," — er schlug auf seinen breiten Brustkasten — „ich bin wieder gesund geworden. Erlaucht aber behütete mich seit jener Zeit wie seinen Augapfel. Kein unliebsames Wort hat er mir mehr gegeben, weder im Scherz, noch im Ernst — und ist mir bis heute ein gnädiger, fürsorgender Herr geblieben. Und nun kann ich es Ihnen ja anvertrauen, daß ich die Hoffnung, ja die Gewißheit habe, bei Geburt seines nächsten Sprößlings, der bereits auf dem Wege ist und voraussichtlich der erwartete Sohn und Stammhalter sein wird, zum Schloßverwalter ernannt zu werden."

„Ich gratulire! Dann haben Sie ja auch den Gipfel Ihrer Wünsche erreicht. Sie sind in der That ein glücklicher Mann!“

„Ja,“ sagte er, den Kopf zurückwerfend, „ich habe alle Ursache, Gott zu danken, und möchte, offen gestanden, mit Niemandem auf Erden tauschen — nicht einmal mit einem Hofrath. Aber werden Sie es glauben,“ fuhr er nach einer Pause, mehr zu sich selbst sprechend, fort, „werden Sie es glauben, daß ich einmal auf dem Punkte stand, meine ganze Zukunft in den Wind zu schlagen — daß ich nahe daran war, einen der tollsten, wahnsinnigsten Streiche zu begehen, die jemals —“ Er unterbrach sich, wie von einem innerlichen Grauen überwältigt.

„Was? Sie? — und einen tollen, wahnsinnigen Streich? Ein so bedächtiger, vernünftiger Mann —“

„Und doch war es so.“

„Und was könnte Sie bewogen haben?“

„Die Liebe!“ sagte er emphatisch, mit erhobener Hand gegen die Stubendecke blickend.

„Die Liebe? Ja, sollte denn Ihre Frau —?“

„Wer spricht von meiner Frau!“ rief er abwehrend.

„Die habe ich ja gar nicht geliebt — das heißt, damals nicht, obgleich ich sie bereits kannte. Ich habe sie erst später lieben gelernt. Und dann — es war auch nicht, was man so für gewöhnlich Liebe nennt: es war eine Leidenschaft."

„Eine Leidenschaft? Wahrlich, Herr Kohout, wenn ich Sie so betrachte und mir Ihr ganzes Wesen vergegenwärtige, scheint es mir fast unmöglich, daß Sie jemals —"

„Es ist mir eigentlich selbst ein Räthsel. Und doch — wenn Sie die Person gekannt hätten, die mich so weit gebracht —" Er schwieg, in Erinnerungen versinkend.

„Aber das ist ja höchst interessant!" rief ich aus. Möchten Sie mir denn nicht Näheres mittheilen?"

Er hob den Kopf und überlegte. „Nun, wenn es Sie wirklich interessirt, in Gottes Namen. Obgleich ich mich vor Ihnen blosstelle. Aber Sie sind Schriftsteller und können einen Roman daraus machen. Der Teufel weiß, wie mir die ganze Geschichte gerade jetzt wieder in den Sinn gekommen ist." Er schlug wuchtig auf die Tischglocke, denn

sein Glas war längst geleert. „Ein Stündchen haben wir noch Zeit,“ sagte er dann, nach der Wanduhr blickend, die eben fünf wies.

Herr Sykora hatte wieder das Glas gefüllt. Fridolin that, wie um sich zu stärken, einen langen Zug. Hierauf setzte er die Cigarre in Brand, die ich ihm angeboten, und begann zu erzählen, was ich da niederschreibe. Freilich nicht ganz so, wie er es vorgebracht, nicht mit seinen höchsteigenen Worten — wie wäre dies auch möglich? Aber doch in seinem Sinne — und wie es mir eben im Gedächtnisse haften geblieben ist.



IV.

Zur Zeit, da ich noch als Hausknecht diente, befand sich unter den vielen Frauenzimmern, die in der herrschaftlichen Waschküche beschäftigt waren, auch ein Mädchen, das Milada hieß. Ein noch blutjunges Ding, nicht viel über fünfzehn, mager und aufgeschossen wie eine Bohnenstange. Aus dem schmalen blassen Gesicht, das noch dazu immer von einem verblichenen Kopftuche halb verhüllt war, blickten zwei große Augen, schwarz und glänzend wie Steinkohle. Sie war die jüngste Tochter eines Maschinenschlossers, der bei den Eisenwerken in Arbeit stand. Frühzeitig Wittwer geworden, besaß er vier heranwachsende Kinder, davon jedes, sobald es nur anging, in seiner Art Geld verdienen mußte. Der mürrische, hartherzige Vater sprach mit ihnen die ganze Woche hindurch kaum ein Wort; nur an den Sonnabenden, wo sie ihm das Erworbene ab=

lieferten, brummte und schalt er, wenn er sah, daß das eine oder das andere ein paar Kreuzer für sich selbst verwendet hatte. Was nun Milada betrifft, so wurde sie im Schlosse fast gar nicht beachtet, denn sie nahm sich, wie gesagt, sehr unscheinbar und unfertig aus. Selbst die Stallburschen, die in der Nähe der Waschküche hausten und gern allerlei Unfug trieben, fühlten sich nicht versucht, mit ihr zu schäkern: höchstens, daß sie ihr, wenn sie gerade vorüberkam, einige höhnische Worte nachriefen. Mir aber gefiel sie, weil sie immer still vor sich hinblickte und unverdrossen ihrer Hantierung nachging, die ihrem schmächtigen Körper große Anstrengungen auferlegte. Mir that das Herz weh, wenn ich sah, wie sie keuchend schwere Körbe mit Wäsche, oder gefüllte Eimer trug, die ihr fast die Arme aus den Schultern renkten. Und wenn ich gerade Zeit hatte, war ich ihr in der einen oder andern Weise behilflich, so weit dies, ohne daß es auffiel, geschehen konnte. Denn ich wollte mir vor den Anderen nichts vergeben; auch befolgte ich den Grundsatz, daß ich mich von Weibsleuten so fern wie möglich halten müsse. Denn Liebschaften — und nun gar solche mit Neben=

bediensteten, machen zerstreut, lenken von der Arbeit ab und können, da ja Gelegenheit geboten ist, leicht zu den ärgsten Unzukömmlichkeiten führen.

„Das war sehr wohl überlegt, Herr Kohout," unterbrach ich ihn. „Daran erkenne ich Sie."

Ja, ich habe sehr früh begonnen, zu überlegen und alle Verhältnisse in Betracht zu ziehen. So blieb es auch dabei, daß ich mich der Milada nicht weiter näherte, obgleich sie, wie es mir schien, nichts dagegen gehabt hätte. Nur einmal, als gerade Jahrmarkt war, kaufte ich ein hübsches blaues Tuch mit weißen Tupfen, und steckte es ihr heimlich zu. Ich sah, wie sie vor Freude ganz roth wurde. Dann sagte sie mit ihrer hellen, aber sanften Stimme, die sie selten genug vernehmen ließ: „Ich danke Dir, Bedřich —" ich hörte es gern, daß sie mich nicht wie die Anderen Fridolin nannte — „ich danke Dir. das Tuch gefällt mir sehr." Ich gestehe, daß es mich nun anwandelte, sie zu umarmen und zu küssen, denn wir befanden uns ganz allein in dem schmalen Hinterhofe, wo sie eben einige Stücke feiner Putzwäsche an die Trockenleine hängte. Aber ich beherrschte mich und eilte fort — und von dem Tag

an wich ich ihr absichtlich aus, denn ich fühlte, daß jetzt die größte Gefahr drohe. Zudem verlor ich sie ohnehin bald gänzlich aus den Augen. Ihre ältere Schwester, die dem Vater die Wirthschaft führte, war erkrankt — und da mußte sie nun selbst einspringen. Dann kam ein Winter, den die Herrschaft in Wien zubrachte. Im nächsten Sommer jedoch war Milada wieder bei der Arbeit in der Waschküche, und da konnte man wahrnehmen, daß sie sich inzwischen schon sehr entwickelt hatte; auch ihr Gesicht war um vieles schöner und lieblicher geworden. Aber so sehr es mich zu ihr hinzog, hielt ich mich doch zurück; denn ich war damals gerade in die Dienste meines jungen Herrn getreten, und da war, wie Sie begreifen, doppelte Vorsicht geboten.

„Ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung."

Ja, damals beherrschte ich mich. — Nun traf es sich, daß die Herrschaft einen Maler zu Gast hatte. Einen Professor an der Kunstakademie — vielleicht kennen Sie ihn —, der die Ferien hier zubringen wollte. Er war schon ein älterer Mann — an die fünfzig, aber noch sehr frisch und lebenslustig — und dabei von so ungezwungenem Benehmen,

daß es schon einigermaßen an's Unanständige grenzte. Kein Mädchen im Schlosse war vor ihm sicher — meine Frau, die damals bei den Comtessen war, hat mir noch später davon erzählt. Aber auch sonst trieb er sich überall herum, wo er bunte Röcke vermuthete: im Wirthschaftshofe, bei der Dreschscheune — ja selbst im Kuhstall. Und dabei hatte er nicht einmal die Ausrede, daß er nach Modellen suche, denn er malte blos Landschaften, in welchen kein lebendes Geschöpf zu sehen war. So trat er denn auch eines Tages seinem vollen Umfange nach — er war nämlich sehr dick — ganz plötzlich in die Waschküche, zum Entsetzen der Weiber, die sämmtlich, der Augusthitze wegen, so wenig wie möglich am Leibe hatten. Alle schrien und kreischten durcheinander und suchten ihre Blößen so gut es anging zu verbergen. Das aber machte ihm den größten Spaß, und lachend schritt er von der einen zur anderen, unbekümmert um das Seifenwasser, das man ihm von allen Seiten zur Abwehr entgegen spritzte. So war er durch das Getümmel und den Qualm, der in der Küche herrschte, bis in die Plättkammer vorgedrungen, wo einige Mädchen bei ihrer Arbeit am Laden standen, darunter auch

Milada. Als der Professor die erblickte, machte er halt und betrachtete sie mit offenem Munde. Wenigstens fünf Minuten lang hat er sie so angestarrt, den Kopf hin- und herwiegend, ohne ein Wort zu sprechen. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging.

Bei Tafel aber erzählte er den Herrschaften, die an seiner Weise Gefallen fanden, er sei in der Waschküche gewesen und habe dort ein Mädchen angetroffen, das er als Schönheit ersten Ranges bezeichnen müsse. Namentlich was ihren Wuchs betreffe; denn in dieser Hinsicht könne sie jedem Bildhauer Modell stehen zu einer Hebba oder Hebbe — eine solche weibliche Gottheit nannte er. Anfangs lachte man ungläubig, besonders die französische Gouvernante: die Frau Gräfin-Mutter jedoch, welche, wie Sie ja wissen, eine sehr kunstsinnige Dame ist und an derlei großes Interesse nimmt, gab nach Tisch ihrer Kammerfrau den Auftrag, die Beschließerin zu rufen. Diese wurde angewiesen, das Mädchen unter einem passenden Vorwande in's Schloß zu bringen. So trat denn Milada, die sich nur rasch das Haar zurecht gestrichen hatte, bald darauf mit einem Korbe voll

eben geplätteter Tafelwäsche, die vorgezeigt werden sollte, in den Salon, in welchem sich außer dem Professor nur die Damen befanden; die Herren hatten sich in das Rauchzimmer zurückziehen müssen. Milada wurde nun von allen Seiten betrachtet, man richtete einige Fragen an sie, und nachdem sie wieder gegangen war, erhob sich ein großer Meinungsstreit. Die Comtessen, sowie die meisten der anwesenden Damen wollten das Urtheil des Professors nur mit bedeutenden Einschränkungen gelten lassen; die alte Mamsell soll sogar heftig abwehrend gestikulirt und etwas wie mauvais goût haben verlauten lassen. Aber Ihre Erlaucht legte sich in's Mittel und sagte: „Nein, nein, der Herr Professor hat sich als sehr feiner Kenner erwiesen. Das Mädchen ist wirklich von ganz besonderer Schönheit. Aber in ihrem Blick ist Etwas, das mir nicht gefallen will. Ich halte diese Milada für eine gefährliche Person."

Begreiflicherweise — denn die Wände haben Ohren — verbreitete sich das Alles gleich einem Lauffeuer und erweckte die Eifersucht der übrigen weiblichen Bediensteten im höchsten Grade. Man ließ nicht ab, Milada zu begaffen, zu belauern, zu

kritisiren, und zerbrach sich den Kopf darüber, wie der Ausspruch Ihrer Erlaucht, daß sie das Mädchen für eine gefährliche Person halte, eigentlich zu verstehen sei. Einige meinten, die Herrin habe Anlagen zum Diebstahl oder zu sonstigen Verbrechen bei ihr wahrgenommen. Die Kammerfrau aber, welche auf ihre eigene, freilich schon etwas schadhafte Schönheit sehr stolz war, lächelte überlegen und sagte, es wäre wohl möglich, daß auch solche Anlagen vorhanden seien, Ihre Erlaucht jedoch habe den Ausspruch lediglich mit Beziehung auf das männliche Geschlecht gethan, und da könne sie (die Kammerfrau) nicht einsehen, weshalb gerade diese Wäscherin gefährlicher sein sollte, als Andere.

Mir aber war bei dem Gerede und Gezischel recht übel zu Muthe. Denn obgleich ich, wie Sie wissen, jede Annäherung an Milada vermied, so hatte ich sie doch sozusagen in's Herz geschlossen — und wer weiß, was im Laufe der Zeit geschehen wäre, wenn die Frau Gräfin jene Bemerkung nicht gemacht hätte, die mich nun vollends abschreckte.

„Sehr begreiflich!“ stimmte ich bei. „Und hat sich in der Folge irgendwie herausgestellt —“

Nur zu bald. Denn schon in nächster Zeit traf hier zu Besuch ein polnischer Fürst ein, der allerlei Dienerschaft mitbrachte, darunter auch einen sogenannten valet de chambre, der sich auf den Franzosen hinausspielte, in Wirklichkeit aber nichts anderes war, als ein Coiffeur oder Barbiergeselle aus irgend einer polnischen Stadt. Er hatte auch nichts weiter zu thun, als seinen Herrn drei- oder viermal des Tages zu frisiren und ihm den feinen röthlichen Bart zu kräuseln. Alles Uebrige besorgte ein Leibjäger in verschnürtem Kaftan, und so konnte der Schwengel die Zeit mit Flaniren hinbringen, gewöhnlich von Kopf bis zu Fuß weiß angezogen, eine bunte Cravatte vorgesteckt, die Hände in den Hosentaschen und eine kaum sichtbare Cigarette zwischen den Lippen. Dabei behandelte er uns herrschaftliche Diener so von oben herab; selbst die Frauenzimmer übersah er — bis er endlich eine ausgeschnüffelt hatte, die nach seinem Geschmack war. Als ich eines Morgens an dem Hinterhofe vorbeiging und, ohne an etwas zu denken, durch das offene Thor blickte, sah ich, wie er bei Milada an der Trockenleine stand und zärtlich in sie hinein redete.

Ich gestehe, daß mich eine wahnsinnige Eifersucht befiel. Es trieb mich, auf den windigen Kerl loszustürzen und ihn an der Kehle zu packen. Aber ich beherrschte mich und unbemerkt ging ich wieder, obgleich es mir fast das Herz abdrückte. Bald darauf war Milada nicht mehr im Schlosse zu sehen, denn ihre Schwester hatte geheirathet und mußte im Hause des Vaters ersetzt werden; auch der Fürst blieb nicht mehr lange und reiste mit seinen Leuten ab. Ich aber konnte die Geschichte nicht aus dem Sinn bringen, sie ließ mir bei Tag und Nacht keine Ruhe; ich war steinunglücklich. Erst im Verlauf des Winters, nachdem ich mit meinem jungen Herrn nach Italien gegangen war, wurde mir leichter. Vergessen konnte ich freilich nicht: denn noch in Neapel habe ich des Nachts einen bösen Traum gehabt, der mich an Alles wieder erinnerte. Als es aber gegen Ende Mai an die Heimkehr ging, da nahmen meine Gedanken eine andere Wendung und beschäftigten sich ganz angenehm mit Milada. Wie es ihr während der ganzen Zeit ergangen sein möchte? Wie sie zu mir reden würde, wenn ich sie aufsuchte? Und dergleichen mehr. Freilich drängte sich auch immer das Bild des

verdammten polnischen Haarkräuslers dazwischen. Aber der war fort — und das Ganze brauchte ja nicht mehr gewesen zu sein, als so eine kleine Liebelei, an die sie vielleicht gar nicht mehr dachte. Kurz, ich empfand eine große Sehnsucht nach ihr, und konnte es kaum erwarten, wieder an den Ort zu gelangen, wo ich in ihrer Nähe war. So geschah es auch, daß mein erster Gang im Schlosse der Waschküche galt. Ich wußte wohl, daß ich sie dort nicht finden würde; aber ich konnte etwas über sie erfahren von den anderen Weibern.

Die standen, als ich eintrat, von ihren Trögen entfernt, in einem Haufen beisammen und bemerkten mich gar nicht. Denn sie sprachen, mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, über Etwas, das sie offenbar in große Aufregung versetzte. Da sie aber Alle durcheinander schrieen, konnte ich nicht verstehen, um was es sich eigentlich handelte: nur den Namen Milada glaubte ich wiederholt zu vernehmen.

Endlich gewahrte mich Eine. „Je, der Kohout!“ rief sie. Und die Anderen darauf, sich mir zuwendend: „Der Kohout! Der Bedřich! Der Fridolin! Der wird sich auch wundern!“

Was giebt es nur? schrie ich sie an. Was habt Ihr denn?

„Die Milada! Die Milada!“

Was ist's mit der Milada?

Und nun Alle wie mit einer Stimme: „ihr Kind hat sie umgebracht! Das Kind, das sie von dem französischen Kammerdiener gehabt hat! Vor einer halben Stunde hat sie der Gensdarm vom Hause weggeholt!“

Mir war's, als hätte ich einen Schlag vor den Kopf und einen Messerstich in's Herz bekommen. Was ich darauf erwiderte und wie ich aus der Waschküche herauskam, weiß ich heute nicht mehr ....

Er sank erschöpft in sich zusammen und trank langsam die Neige seines Bieres aus. Drei Jahre hat man ihr gegeben, schloß er jetzt mit dumpfer Stimme.

Eine Pause trat ein.

„Lieber Herr Kohout,“ sagte ich endlich, „das ist allerdings eine Geschichte, die Ihnen sehr nahe gegangen. Aber von einer so besonderen Leidenschaft Ihrerseits habe ich, offen gestanden, bis jetzt nicht viel bemerken können.“

„Warten Sie nur!“ erwiderte er, die Hand erhebend. „Ich muß mir erst ein frisches Glas bestellen. Sie sehen ja, daß ich noch jetzt ganz angegriffen bin.“

Nachdem das Glas erschienen war, und Herr Fridolin sich gelabt hatte, fuhr er folgendermaßen fort:



V.

So schwer mich, wie gesagt, dieses Ereigniß traf, so war es doch ein solches, das gewissermaßen ein Heilmittel in sich selbst trug: es war eben zu arg. Wie konnte, wie durfte ein Mensch, wie ich, fernerhin an eine Zuchthäuslerin — an eine Kindesmörderin auch nur denken! Abscheu und Verachtung mußten da jedes andere Gefühl ersticken. Auch trat ich nicht lange darauf mit meinem Herrn die große Reise nach Paris, London und über's Meer an. Da lernte ich die Welt kennen, von der ich bis jetzt nur ein winziges Stückchen gesehen hatte; läßt sich doch Italien, so sehr kunstverständige Leute dafür schwärmen, mit Frankreich und England nicht vergleichen — geschweige mit Amerika, das die Großartigkeit selbst ist. Ich konnte bei unserer Rückkehr sagen, daß ich mich in jeder Hinsicht ausgebildet hatte, und so durfte ich mich auch der Hoffnung hingeben, mit der Zeit

Kammerdiener im gräflichen Hause zu werden. Dies war damals das höchste Ziel, welches mir vor Augen schwebte: denn daß ich einmal eine Stellung, wie meine jetzige, erreichen würde, ließ ich mir ja nicht träumen.

So vergingen zwei Jahre. Da traf es sich, daß mein Herr wieder einmal für ein paar Tage zur Hühnerjagd nach Ostrov ging. Das dortige Schloß hat keinen Ueberfluß an Räumlichkeiten, daher auch die Jagdgäste ihre Diener nicht mitzunehmen pflegten. Somit hatte ich Ferien, die ich vergnüglich ausnützen wollte. Vor allem dachte ich daran, den Förster Brodsky im Thiergarten-Revier zu besuchen. Der alte Mann, der inzwischen gestorben ist, sah es gerne und war sehr stolz darauf, wenn Jemand aus dem Schlosse, der der Herrschaft näher stand, in seine Waldeinsamkeit kam; auch hatte er gutes Bier eingelagert; freilich nur Landbier; aber damals war ich durch das Pilsener noch nicht verwöhnt.

Sie wissen, um zu dem Forsthause zu gelangen, muß man an dem sogenannten Feenteich vorüber. Dorthin begab sich früher, als die erlauchten Kinder erst heranwuchsen, die Herrschaft an schönen Nachmittagen sehr

oft. Man nahm allerlei Erfrischungen mit, lagerte sich unter den hohen Fichten am Ufer, fischte, oder trieb sich in kleinen Booten auf dem spiegelhellen Wasser umher. Aber schon zu jener Zeit war es dort sehr öde. Die Kähne lagen umgekippt auf der Böschung und vermorschten zusammt der Badehütte, die kaum mehr ein Mensch benützte.

Als ich mich so gegen Abend dem Teiche zubewegte, sah ich jenseits auf dem brüchigen Stieglein der Hütte eine Frauensperson sitzen, die sich sonderbar ausnahm. Ihr Haar war gelöst, so daß es in langen schwarzen Strähnen Schultern und Rücken bedeckte; das Kleid hatte sie theilweise aufgeschürzt, und einer ihrer Füße hing nackt und blos in's Wasser hinein. Das Gesicht konnte ich nicht sehen; denn sie saß mit gesenktem Kopfe von mir abgewandt. Als ich näher kam, blickte sie mit einer halben Wendung auf — und nun erkannte ich Milada. Ja, sie war es, die jetzt mit einem Schrei empor fuhr, das Stieglein hinan und längs der Uferwendung mit fliegenden Haaren herbei eilte. „Bedřich!“ rief sie, die Arme ausbreitend, „Bedřich!“

Mir war, als hätte mich der Blitz getroffen. Ich

fühlte es wie Blei in den Beinen; aber ich trachtete, so rasch wie möglich fortzukommen, ohne mehr einen Blick auf sie zu werfen.

„Aber Bedřich, so warte doch!“ rief sie. Ich blieb jetzt stehen, denn sie war schon dicht hinter mir her, und geradezu davonlaufen wollt' ich nicht; das hielt ich unter meiner Würde. „Na, was giebt's?“ rief ich, so barsch ich nur konnte.

Nun stand sie vor mir und warf mit beiden Händen das Haar zurück. „Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte sie, schwer athmend.

Ich hatte mich inzwischen gefaßt. „O ja, ich kenne Dich schon,“ erwiderte ich; „aber gerade deswegen —“

„Verachtest Du mich,“ sagte sie mit einem bösen Blick. „Verachtest mich, weil ich in's Unglück gekommen bin. Aber wer war schuld daran? Du!“

„Ich!?“

„Ja, Du!“ wiederholte sie und sah mich mit den schwarzen Augen fest und eindringlich an. „Kannst Du's leugnen, daß Du mich gern gehabt hast?“

„Wer sagt das?“

„Du hast mich gern gehabt — sehr gern. Hast mich's auch anfangs merken lassen. Aber Du wolltest es vor den Andern nicht zeigen — aus Furcht, es könnte Dich in Verruf bringen und Dir schaden. Und als Du beim jungen Herrn Bedienter geworden bist, hast Du Dich ganz von mir abgekehrt. Das hat mir weh gethan; denn ich hab' Dich lieb gehabt. Und deßhalb hat's auch der Franzos' durchgesetzt."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich ärgerte mich, daß sie den Lumpen so nannte. „Das war kein Franzos'," rief ich, „das war ein Polak!"

„Mein'twegen! Mir war ja der Mensch mit seinen angefaulten Zähnen gleich im Anfang zuwider. Aber er ist immer um mich herumgestrichen wie ein spinnender Kater. Auch zu Haus hatt' ich keine Ruh' vor ihm. Brief auf Brief hat er mir geschrieben und mir goldene Berge versprochen, wenn ich ihn heirathen wollte. Er werde sich selbstständig machen und irgendwo in einer großen Stadt ein Geschäft einrichten. Da gab ich zuletzt nach. Und als ich am Kirchtag mit ihm zum Tanz ging — da war's auch geschehen. Am nächsten Morgen ist

er mit seinem Herrn abgereist — auf Nimmerwiedersehen. Er hat's gewußt — ich nicht."

„Deßhalb durftest Du doch Dein Kind nicht umbringen."

„Mein Gott, ich war verzweifelt! Und eigentlich wollt' ich's ja auch nicht umbringen. In meiner Angst vor dem Vater hab' ich's zwischen Tannenreisern versteckt. Die lagen auf einem Haufen in der Ecke des Hofes, wo ich es spät Nachts in dem offenen Scheunchen zur Welt gebracht. Als ich beim ersten Dämmern hinging, um nachzusehen, war es schon todt. Und da hab' ich den Kopf verloren und hab's im Nachbargarten verscharrt, wo man's gefunden hat. Aber was weißt Du," fuhr sie aufschluchzend fort, „was weißt Du, was in einem unerfahrenen Mädel vorgeht, das die längste Zeit gar nicht begreift, wie Etwas, das ihm nur Ekel gemacht, solche Folgen haben kann! Auch die Geschworenen wußten's nicht, die mich schuldig gesprochen. Doch nun ist's abgebüßt. Ein Jahr hat man mir sogar geschenkt, weil ich mich brav gehalten da drinnen. Und jetzt darfst Du mich nicht verlassen."

„Was soll das heißen?"

„Heirathen mußt Du mich, Bedřich!“ Und dabei trat sie ganz an mich heran und wollte mir die Arme um den Hals schlingen.

Das war mir zu viel; ich stieß sie unsanft zurück. „Du bist närrisch!“ sagte ich kurz und wendete mich zum Gehen.

Sie hielt mich am Arm fest. „Nein, ich bin nicht närrisch!“ rief sie. „Ich will Dir sagen, weßhalb ich vorhin dort am Teich gesessen bin. Hinein wollt' ich. Was blieb mir auch anderes übrig? Beim Vater halt' ich's nicht aus; der wollte mir ohnehin gleich die Thür vor der Nase zuschlagen. Ein Dienst ist auch jetzt nicht so bald zu bekommen — und eine ganz Schlechte, wie ich sie da drinnen kennen gelernt, mocht' ich nicht werden. Aber ich hab' noch zum letzten Mal nachgedacht, ob es nicht doch einen Weg gäbe, der mich aus dem Elend hinausführt, ohne daß ich's nothwendig hätte, mich umzubringen. Da erblickte ich Dich! Das war mir wie ein Fingerzeig!“

Mir war bei dem allen ganz wirblig im Kopfe geworden. Ich konnte mich, obgleich ich es wollte, nicht losmachen und blieb halb abgewendet stehen.

„Du hast mich ja noch immer gern! Nicht wahr, Bedřich? Schau mich nur an!" drängte sie.

Ich that wirklich, was ich vermeiden wollte, und blickte nach ihr hin. Sie stand da, leicht vorgebeugt, die Augen lauernd auf mich gerichtet. Ueber ihr loses Kleid fielen die Haare bis zur Kniebeuge hinab, und trotz des geheimen Grauens, das ich vor ihr empfand, sah ich, wie schön sie war — eigentlich noch viel schöner als früher, trotz der zwei Jahre, die sie im Zuchthaus gesessen.

„Und ich hab' Dich auch noch gern," fuhr sie fort. „Darum wirst Du mich nicht verlassen!"

Sie brachte ihr Gesicht dem meinen so nahe, daß ich ihren Athem spürte. Ich fühlte, wie meine Kraft schwand und sagte fast kläglich: „Aber was soll ich denn thun? Du mußt doch einsehen, daß es unmöglich ist — ganz unmöglich —"

„Warum sollt' es unmöglich sein?" unterbrach sie mich rasch. „Wenn Du nur willst! Das Andere wird sich schon finden. — Aber wohin gehst Du denn jetzt eigentlich?"

Diese Frage gab mir die Besinnung wieder.

„Ich muß zum Förster," antwortete ich kurzweg. „Und das gleich."

„Nun, geh' nur, geh'," sagte sie, „ich halte Dich nicht länger. Aber morgen kommst Du wieder hierher."

„O nein, das werd' ich nicht thun!"

„Du wirst schon," erwiderte sie, indem sie mir schmeichelnd das Kinn berührte. „Du hast doch Zeit?"

Ihre Zuversicht brachte mich auf. „O ja, Zeit hätt' ich schon," rief ich hochmüthig, „denn mein Herr ist auf der Jagd in Ostrov. Aber ich werde nicht kommen."

Sie beachtete meine Weigerung gar nicht und sagte nachdenklich. „Das trifft sich ja gut. Da kann ich Dich gleich in der Früh' erwarten. So um acht oder neun. Nicht wahr, Du kommst?" fügte sie jetzt, mich zärtlich anblickend, hinzu. Und eh' ich mich dessen versah, hatte sie mich mit beiden Armen umfaßt und mir einen Kuß auf den Mund gedrückt.

Ich riß mich mit Gewalt los und eilte fort.

VI.

Ich war aber kaum fünfzig Schritte weit in den Wald hineingegangen, als ich den Kuß gewissermaßen nachzuschmecken begann; es war mir, als spürte ich die weichen, warmen Lippen Milodas noch immer auf den meinen. Auch kam mir Alles, was sie da gesprochen und vorgebracht hatte, in den Sinn, und je länger ich darüber nachdachte, je mehr wollte es mir scheinen, daß sie eigentlich Recht habe. Ja, wenn ich damals mit beiden Händen zugegriffen hätte, es wäre für sie Alles anders gekommen! Ich war froh, daß ich endlich das Forsthaus erreicht hatte und so auf andere Gedanken gebracht wurde. Der freudige Empfang, der mir zu Theil wurde, die neugierigen Fragen, die der Alte und seine Frau an mich richteten, verscheuchten meine Grillen, so daß ich nach dem Nachtmahl noch ein paar ganz heitere Stunden zubrachte, indem ich mit dem Förster

wacker drauf los trank. Aber während des Heimweges durch den stillen, lautlosen Wald überfiel es mich von neuem. Es war eine helle Mondnacht, und als ich jetzt wieder an dem Feenteich vorüberkam, da drehte sich mir das Herz förmlich im Leibe herum. Daß ich zu Hause nicht einschlafen konnte, begreifen Sie wohl; und als es endlich geschah, hatte ich die verworrensten und schreckhaftesten Träume. Ich sah das todte Kind versteckt zwischen den Reisern liegen; Milada stand dabei und weinte bitterlich. Plötzlich aber befand ich mich selbst neben ihr — und da lachte sie laut auf und klatschte in die Hände. „Ach, Bedřich, da bist Du! Nun ist Alles gut! Du bist ja der Vater!" Und nun kamen zwei Gensdarmen, um uns zur Trauung in die Kirche zu führen. So tolles Zeug träumte mir.

Als ich am Morgen wie zerschlagen erwachte, überfiel mich sofort der Gedanke, daß sie mich heute am Teich erwarte. Hingehen darfst Du nicht, sagte ich zu mir selbst, um keinen Preis — sonst bist Du ein verlorener Mann! Aber da kam mir der marternde Zweifel, ob denn die Sache, wenn ich nicht

hinginge, auch wirklich abgethan wäre? Nein: Milada wird nicht nachgeben, wird Alles anwenden, Deiner habhaft zu werden. Sie wird jede mögliche Gelegenheit benützen, um Dich zu umgarnen. Sie wird Dir auflauern — wird sich am Ende vielleicht gar in's Schloß einschleichen! Nein, das wäre entsetzlich! Und so überredete ich mich schließlich, daß es am gerathensten sei, hinzugehen und mit entschiedenem Ernst das letzte Wort zu sprechen. Nur so war es möglich, sie zur Ueberzeugung zu bringen, daß zwischen ihr und mir keine Gemeinschaft bestehen könne. In Folge dessen machte ich mich auch um die achte Stunde auf den Weg.

Je näher ich dem Orte kam, desto heftiger pochte mir das Herz. Ich fühlte, daß ich einem schweren Kampfe entgegen ging, bei welchem mich der Anblick Milada's wehrlos machen würde. Wiederholt dachte ich daran, umzukehren — aber es zog mich immer wieder vorwärts.

Als ich eintraf, saß sie schon in einiger Entfernung vom Ufer auf einer Schichte abgeholzter Baumstämme. Ich hatte vorausgesetzt, daß sie mir entgegen eilen würde, und mich schon zur Abwehr

einer Umarmung bereit gehalten. Ich war also fast enttäuscht, als sie sitzen blieb und mich immer näher an sie herankommen ließ. Endlich erhob sie sich und ging langsam auf mich zu.

„Grüß' Dich Gott, Bedřich," sagte sie ganz ruhig.

Ich schwieg und suchte eine strenge Miene anzunehmen, was mir aber nicht gelang, denn ich mußte sie, ob ich nun wollte oder nicht, mit Wohlgefallen betrachten. Sie trug heute ein knappes, lichtes Kattunkleid, das ihr nicht ganz bis zu den Knöcheln reichte und saubere Halbschuhe sehen ließ. In dem sorgfältig aufgesteckten Haar hatte sie ein paar von den gelben Blumen befestigt, die gerade an versumpfenden Uferstellen des Teiches wucherten. Und um Hals und Nacken schimmerte, lose geknüpft, ein blaues Seidentuch, dessen vordere Zipfel sie jetzt mit den Fingern auseinander zog.

„Kennst Du das Tuch, Bedřich?" sagte sie und sah mich zärtlich an. „Es ist dasselbe, das Du mir vor fünf Jahren geschenkt. Freut es Dich nicht, daß Du es noch an mir sieh'st?"

Mir wurde ganz wehleidig zu Muthe bei der

Erinnerung und unwillkürlich erwiderte ich: „Es würde mich schon freuen —“

„Wenn es anders wäre,“ ergänzte sie seufzend. „Auch mir wär's lieber. Aber da es nicht ist, so müssen wir trachten, daß es anders wird. Hast Du schon darüber nachgedacht?“

Jetzt war der entscheidende Moment da; jetzt galt es, sich unerschütterlich zu zeigen. Ich raffte also meine ganze Kraft zusammen und sagte: „O ja, ich habe nachgedacht. Und deßhalb bin ich auch gekommen, um Dir zu sagen —“

„Sag's nicht, Bedřich,“ unterbrach sie mich rasch, indem sie mir die Hand vor den Mund hielt. „Sag's nicht! Es kommt Dir doch nicht vom Herzen. Aber ich hab' auch nachgedacht und herausgefunden, daß Alles ganz gut zu machen ist, wenn Du nur willst.“

„Ich will aber nicht!“ stieß ich mit Anstrengung hervor.

„O, Du willst schon!“ erwiderte sie, sich an mich schmiegend, „Du willst schon! Du getraust Dich nur nicht, es Dir einzugestehen — gerade so wie damals. Aber wie's auch sei: anhören mußt Du mich.“

Das hätt' ich nun rundweg abschlagen sollen. Aber ich brachte es nur zu einem kleinlauten: „Was nützt's, wenn ich Dich anhöre?"

„Hör' nur, und Du wirst sehen, daß ich Recht habe. Aber da unten beim Wasser wollen wir nicht bleiben: es könnte doch irgend wer vorüber kommen. Gehen wir höher in den Wald hinauf." Und sie bewegte sich auch gleich, ohne meine Einwilligung abzuwarten, dem nächsten Pfade zu, der sich steil durch die Fichten emporwand. Ich hätte umkehren sollen. Aber ich that's nicht, sondern folgte der schlanken Gestalt, die den Saum ihres Kleides aufgenommen hatte und leicht vor mir herschritt.

So gelangten wir höher und höher und kamen endlich zu einer kleinen Felsengruppe, die auf einer freieren Stelle zwischen jungen Schößlingen emporragte.

Milada hielt still und blickte um sich. „Da wollen wir sitzen," sagte sie und ließ sich, ihr Kleid zusammen nehmend, an einem der Felsblöcke in trockenes Moos nieder.

Mir hatte das Herz schon während des Anstieges heftig zu schlagen begonnen, und jetzt, da ich mich

in dieser völligen Abgeschiedenheit mit ihr allein sah, faßte mich eine Art Taumel, so daß ich gegen meinen Willen neben ihr hinsank.

„So, nun wollen wir reden,“ fuhr sie fort, indem sie meine Hand ergriff. „Glaub' mir, Bedřich, ich weiß recht gut, wie Dir zu Muth ist, und begreif's auch, daß Du Dich nicht gleich in Alles finden kannst. Aber es wird schon gehen; man muß Dir nur den Weg zeigen und Dich darauf hinführen.“

Ich wollte meine Hand zurückziehen; sie aber hielt sie zwischen ihren beiden fest. „Schau, Bedřich, Dein Herr hält große Stücke auf Dich und ist Dir sehr gewogen. Wenn Du ihn schön bittest, so giebt er Dir gewiß irgend einen Posten. Etwa als Aufseher oder Wagmeister in einer der Fabriken — oder auch bei den Kohlenwerken in Schlesien. Dann kannst Du mich heirathen.“

Das war so recht nach Weiberart gedacht und brachte mich wieder zu mir selbst. „Da sieht man,“ versetzte ich ärgerlich, „wie leicht Du Alles nimmst! Wahr ist es schon, mein Graf hält große Stücke auf mich. Aber gerade deßwegen wird er mich auch

nicht von sich lassen wollen. Jedenfalls aber würde er mich fragen, weßhalb ich mir eine solche Veränderung wünsche. Und wenn er dann erführe, daß ich Dich heirathen will — nun, ich will Dir nicht weh' thun. Aber das Weitere kannst Du Dir denken."

Sie blickte finster vor sich hin. „Ja, ich kann es mir denken. Aber Du kannst ihm auch sagen, daß Du an meinem Unglück schuld bist — und daß Du's wieder gut machen willst."

„Dann würd' er mich für verrückt halten!" fuhr ich auf. „Und mich vielleicht davon jagen — aber mir gewiß keinen anderen Posten geben."

„Das wär' auch noch nicht das Aergste!" rief sie heftig, und ihre Augen blitzten. „Dann gehst Du mit mir in eine Gegend, wo uns Niemand kennt. Du hast Dir gewiß Etwas erspart, und ein Handwerk verstehst Du auch. Wir werden uns schon fortbringen. Daher ist es vielleicht das Beste, wenn Du gleich ohne weiteres den Dienst kündigst."

„Was? Ich selbst sollte den Dienst kündigen?"

„Warum denn nicht? Bist Du etwa bei der Herrschaft angebunden?"

„Ja, ich bin angebunden! Seit fünfzehn Jahren

werd' ich dort gehalten wie das Kind im Haus. Der Herrschaft verdank' ich Alles. Das sind meine Wohlthäter!"

„Dafür aber hast Du ihnen auch das Deine geleistet! Mehr als jeder Andere!"

„Das war meine Pflicht. — Aber das verstehst Du gar nicht."

Sie merkte wohl, daß sie mich an einer Seite gefaßt hatte, wo mir nicht beizukommen war. Denn sie lenkte plötzlich ein und sagte ganz weichmüthig: „O ja, ich versteh' es schon, ich versteh' es schon. Ich weiß, daß Du ein treues Herz hast, und begreif's, daß Du an der Herrschaft hängst; ich war ja selbst gern dort. Aber schau, Bedřich, ein wenig mußt Du jetzt auch an mich denken. Und dann: so gut ein Dienst ist — eine eigene Wirthschaft ist besser. Und wenn Du ein Weib hast, das Dich gern hat —" Sie hatte sich bei diesen Worten mit halbem Leibe über mich gebeugt und blickte mir, den Arm um meine Schultern legend, eigenthümlich in die Augen.

„Ja, ein Weib, das im Zuchthaus gesessen!" wollt' ich ausrufen und sie von mir stoßen. Aber

ich vermocht' es nicht. Ihr Blick hatte etwas Lähmendes; ich war wie betäubt.

„Schau'," fuhr sie fort, „ich will Dich ja nicht zwingen. Folg' nur Dir selber. Ich werde einstweilen für vierzehn Tage nach Lettowitz gehen. Dort lebt ein Geschwisterkind meiner seligen Mutter, die alte Hudetz. Die behält mich gewiß einige Zeit bei sich; denn ein paar Gulden hab' ich mir — Du weißt schon, wo — erarbeitet — und in Taglohn kann ich vielleicht auch gehen; der Ort ist groß und Niemand kennt mich. Dort also erwart' ich Dich. Du wirst schon kommen, wie Du heute gekommen bist. Du würdest sonst keine ruhige Stunde mehr haben, das weiß ich. Du kannst nicht mehr sein ohne mich!"

Sie zog mich plötzlich mit aller Kraft an sich, preßte ihre halb geöffneten Lippen auf die meinen und küßte mich, als wollte sie mir die Seele aussaugen. Die Sinne vergingen mir; ich wußte nicht mehr, was ich that — und umfing sie jetzt gleichfalls.

VII.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, fuhr Herr Fridolin nach einer Pause tief aufathmend fort, daß diesem Rausch ein entsetzlicher Katzenjammer folgte. Als ich mich nach ungefähr einer Stunde von Milada getrennt hatte, war es mir, als sollt' ich jetzt gleich in den Feenteich hineingehen, dort, wo er am tiefsten ist. Was ich geahnt, gefürchtet, es hatte sich vollzogen, im Handumdrehen vollzogen: ich war ihr verfallen mit Leib und Seele. Was sollte nun geschehen!? Rathlos irrte ich unten am Waldrand längs der Felder hin und her; wohin ich die Gedanken wendete, überall eine Mauer, an welcher ich mir, wenn ich wollte, den Schädel blutig stoßen konnte. Ein wahres Glück, daß mein Herr erst morgen zurückkam; denn heute wär' ich außer Stande gewesen, meinen Obliegenheiten nachzukommen. Aber es war auch am nächsten Tage nicht viel anders,

und mich wundert's heute noch, daß der Graf nichts gemerkt, oder mich doch wenigstens wegen meiner vielen Verstöße und Ungeschicklichkeiten nicht einen Esel über den anderen genannt hatte. Auch im Laufe der Woche blieb es so. Ich rang nach Entschlüssen und wußte nicht, was ich thun sollte. Etwas mußte geschehen — aber was? Den Dienst aufgeben? Ihnen kann ich's ja sagen: so gut die Herrschaft war und ist, sie würde die Kündigung nicht angenommen haben. „Was fällt Dir ein, Fridolin?" hätt's geheißen. „Nein, mein Lieber, wir brauchen Dich, Du bleibst!" Und wenn ich's auch in irgend einer Weise durchsetzen würde — was dann? Heirathen, die Milada heirathen, auf die man, wenn wir auch an einen anderen Ort gingen, früher oder später mit Fingern weisen konnte? Nein, nie und nimmer! Denn dieser Gedanke war der entsetzlichste und machte mich fast wahnsinnig. Und dabei hatte ich doch das Gefühl, daß ich wirklich nicht mehr ohne sie leben könne. Sehen Sie (Herr Fridolin schlug jetzt verschämt die Augen nieder), ich war bis zu dieser Zeit das gewesen und geblieben, was man so beim weiblichen Geschlecht eine Jungfrau nennt.

Ich hatte mich, obgleich mir auf unseren Reisen manche Gelegenheit geboten war, niemals mit irgend einem Frauenzimmer eingelassen — und ich befand mich ganz wohl dabei. Nun aber hatte mit einemmal ein so höllisches Feuer in mir zu brennen angefangen, daß mir beständig zu Muth war, wie einem Hirsch im September, und daß ich an mich halten mußte, um nicht sofort nach Lettowitz zu laufen. Es war zum Verzweifeln!

Als ich mich so in einer schlaflosen Nacht mit allem Möglichen und Unmöglichen abquälte, durchzuckte es mich plötzlich: „wie, wenn Du mit Milada nach Amerika gingest?!" Und kaum war dieser Gedanke in mir aufgeblitzt, als er mir schon zur überzeugenden Vorstellung, zum weitausgreifenden Vorsatz wurde. Ja, auf diesem Wege war Rettung möglich, ließ sich Alles durchsetzen, wovor ich bis jetzt zurückgeschaudert war. Was ich in dem merkwürdigen Lande gesehen und vernommen hatte, bestärkte mich in dem Glauben. Dort, wo sich kein Mensch um die Vergangenheit des anderen kümmert, war es mir ganz ohne Scheu möglich, Milada zu heirathen. Und welche Erwerbsquellen standen mir in Newyork

offen, wo die reichsten Leute nicht um schweres Geld die nothwendige Dienerschaft auftreiben können — wo gewisse Handleistungen mit Gold aufgewogen werden müssen! Ein Stiefelputzer zum Beispiel kann dort seine zehn Dollars im Tag Einnahme haben. Mir schwindelte der Kopf! Ganz so leicht, wie sie gedacht wurde, ließ sich die Sache freilich nicht ausführen. Das Haupthinderniß blieb noch immer bestehen; nämlich der Umstand, daß von der Herrschaft nicht loszukommen war. Es mußte also eine Art Flucht in's Werk gesetzt werden. Und im Nu hatte ich mir auch in dieser Hinsicht mit einer ganz niederträchtigen Findigkeit, von der ich heute gar nicht begreife, wie ich sie haben konnte, Alles zurechtgelegt.

Ich besitze eine Schwester, die einen Schuster in der Hanna geheirathet hatte, und mit ihrem Manne und mehreren Kindern noch heute dort lebt. Wir hatten uns, offen gestanden, die ganze Zeit über den Teufel um einander gekümmert, wie das so bei Geschwistern geht, die schon als Kinder getrennt werden. Jetzt aber wollt' ich vorgeben, daß ich sie nach so vielen Jahren wiedersehen möchte, um bei

dieser Gelegenheit mit ihr über eine kleine Erbschaft zu verhandeln, die uns von Seiten eines entfernten Verwandten zufallen dürfte. Ich würde also um einen achttägigen Urlaub bitten, den man mir nicht gut versagen konnte. Diese acht Tage genügten doppelt, um Hamburg zu erreichen. Ich hatte dort zufällig einen Auswanderungsagenten kennen gelernt, einen gewissen Swinemann, dem ich mich, da wir uns ja nicht vor dem Arm der Gerechtigkeit flüchteten, vollkommen anvertrauen konnte. Geld besaß ich in Hülle und Fülle; denn Sie können sich denken, daß ich mir im Laufe der Zeit Etwas zurückgelegt hatte. Also würde auch Swinemann mit allem einverstanden sein und uns an Bord bringen, von wo aus ich meinem Herrn brieflich ein reumüthiges Geständniß ablegen und ihn um Verzeihung bitten wollte. Dieser, wie gesagt, ganz niederträchtige Plan beruhigte mich dermaßen, daß ich nun sofort einschlief.

Am nächsten Tage galt es, einen günstigen Augenblick zu erhaschen, um dem Herrn meine Bitte vorzutragen. Ich fand ihn schon am Morgen, als ich ihm beim Ankleiden behilflich war, in guter

Laune, was sonst nicht immer der Fall zu sein pflegte; faßte mir also gleich ein Herz. Er schenkte mir, seine erste Cigarette anzündend, wohlwollendes Gehör, und nachdem ich geendet hatte, sagte er: „Nun, Fridolin, Du hast Dich fünfzehn Jahre lang nicht von uns weggerührt — die acht Tage Freiheit kann man Dir schon gönnen. Es trifft sich auch insofern gut, als ich mich selbst für einige Zeit zu meiner Schwester in Steiermark begeben will, wohin ich Dich ja nicht mitzunehmen brauche. Wenn Du Lust hast, kannst Du sogar länger ausbleiben — vierzehn Tage. Wann willst Du denn schon fort?" Ich erlaubte mir zu sagen, je eher, je lieber. „Nun, so bring' mir Alles in Ordnung, und dann kannst Du morgen mit dem Nachtzuge abgehen." Ich war miserabel genug, ihm mit Zeichen tiefer Rührung und Dankbarkeit die Hand zu küssen.

Jetzt aber mußte Milada in Kenntniß gesetzt werden, die mich gewiß schon erwartete; denn es waren an die zehn Tage vergangen, seit ich sie in Lettowitz wußte. Dieser Ort ist von hier drei Bahnstationen entfernt, die sich allerdings einander ganz nahe befinden; man muß aber doch eine gute

Stunde fahren. Eine Stunde Aufenthalt, eine andere zur Rückfahrt; also im Ganzen drei Stunden. Das stimmte zu den beiden Postzügen, die, sich kreuzend, auf der Strecke verkehren. Aber woher die Zeit nehmen? Der Satan half mir auch da. Denn der Graf kündigte mir an, daß er sich in Geschäften mit dem Eilzuge nach Brünn begeben und bis zum Diner ausbleiben werde. Der Eilzug ging um elf; ich konnte also um Mittag an die Bahn zum Postzug zurecht kommen.

Milada hatte mir das Haus, wo sie ihren Aufenthalt genommen, sehr kenntlich bezeichnet. Eine kleine Kalupe an der waldigen Hügellehne oberhalb der großen Mühle, die gleich am Eingang des Ortes steht. Ich sah die Hütte schon vom Bahnhof aus und ging ohne weiteres darauf los. Als ich mich der Thür näherte, kam hinten herum ein altes Weib mit einem Reisigbündel zum Vorschein und sah mich mit kleinen Triefaugen verschmitzt an. „Was ich da wolle?“ Zur Milada will ich. „Die ist jetzt nicht da.“ Wo ist sie denn? „In der Mühl' unten.“ Was thut sie denn dort? „Sie hilft mit im Schüttkasten.“ Aber ich muß mit ihr reden.

Die Alte zögerte. „Seid Ihr vielleicht der Herr Kammerdiener?" Ja. „Na, ich werd' sie holen. Geht einstweilen hinein." Sie warf das Bündel weg und humpelte, während ich in's Haus trat, den Abhang hinunter.

In der niederen Stube, der einzigen, die es neben der kleinen Küche gab, zeigte sich alles sauber und ordentlich gehalten; nur die Luft war dumpf und modrig, obgleich das Fenster offen stand. An der einen Wand erblickte ich ein kurzes, schmales Bett mit hoch geschichteten Federpfühlen: ein bunter Frauenrock war neben einem Strumpfpaare darüber ausgelegt; unter dem Bett sahen zwei kleine Schuhe hervor. Das also war Milada's Lager; die Alte mochte sich auf der Bank in der Nähe des Ofens behelfen. Auf die setzte ich mich jetzt und wartete, während an der Decke die Fliegen surrten. Eine Viertelstunde verstrich, und Niemand kam. Ich sah auf die Uhr. Schon fünfundzwanzig Minuten über Eins — und um Zwei mußte ich zur Rückfahrt wieder an der Bahn sein!

Endlich wurde die Thür aufgestoßen, und Milada, mit erhitztem Antlitz und flatterndem Kopftuche stürzte

herein und auf mich zu. „Du bist da, Bedřich!" rief sie wie überrascht."

„Ja, ich bin da. Hast Du mich denn nicht erwartet?"

„Freilich hab' ich Dich erwartet! Längst schon erwartet! Und was bringst Du mir?" fuhr sie fort, indem sie mir forschend in die Augen blickte.

„Großes und Wichtiges habe ich für Dich," erwiderte ich. „Setz' Dich zu mir und hör' mich an."

Wir ließen uns auf die Bank nieder, und nun begann ich, ihr Alles auseinander zu setzen. Ihre Züge wurden dabei immer ernster, und ihr Blick senkte sich zu Boden. Als ich geschlossen hatte, trat eine Pause ein. Endlich sagte sie: „So weit, Bedřich, so weit — gar über's Meer."

Ich hatte Jubel erwartet und war daher sehr enttäuscht. „Es ist der einzige Weg!" rief ich zornig. „Es giebt keinen anderen — und wenn Du ihn nicht mit mir gehen willst, so ist auch Alles aus. Denn hier im Lande giebt es nun einmal keine Gemeinschaft zwischen uns!"

Sie war ganz blaß geworden. „Nun, nun,

sei nur nicht gleich so bös," entgegnete sie finster. „Ich habe nur darüber nachgedacht."

Es reute mich, daß ich sie so hart angelassen. „Verzeih' mir, Milada," sagte ich. „Aber siehst Du, ich hatte geglaubt, es würde Dich freuen —"

„Es freut mich ja auch," erwiderte sie einlenkend. „Und ich gehe mit Dir, wohin Du willst — bis an's Ende der Welt. Aber wie werden wir's denn anfangen?"

„Ganz einfach. Ich für meine Person reise morgen Nachts ab."

„Schon morgen?"

„Es muß sein. Und Du übermorgen. In Wischau treffen wir zusammen."

„Wischau? Wo ist das?"

„Nicht weit von Brünn. Aber ich habe Dir hier Alles Nöthige aufgeschrieben; Du kannst nicht fehl gehen." Damit reichte ich ihr ein Blatt aus meiner Brieftasche, das ich während der Fahrt hierher vorbereitet hatte.

Sie sah auf den Zettel nieder, dann hob sie die Augen. „Bedřich," sagte sie, „das hätte ich Dir nicht zugetraut."

„Ich mir selbst nicht. Aber jetzt sollst Du mich kennen lernen. Jetzt sollst Du sehen, wie ich bin, wenn ich Etwas durchsetzen will.“ Und während ich dies ausrief, umschlang ich sie; denn ihre Nähe hatte schon längst auf mich gewirkt wie der Funke auf den Zunder.

Es war, als wollte sie mich abwehren, aber schon im nächsten Augenblick erwiderte sie meine Umarmung mit leidenschaftlichen Küssen. Dabei glitt ihr das lose Kopftuch in den Nacken, und mein Blick fiel auf eine frische, halb aufgeblühte Rose, die sie im Haar trug.

„Woher hast Du die Rose?“ fragte ich, während mich ein eigenthümliches Gefühl überkam.

„Die Rose?“ entgegnete sie unbefangen, aber doch erröthend, und langte mit der Hand darnach. „Die ist aus dem Mühlgarten.“

„Aus dem Mühlgarten? Wie kommst Du denn da hinein? Und kann man dort gleich Alles abreißen?“

„Ach was,“ sagte sie kurz, „der Müller hat sie mir gegeben.“

„Der Müller?“ Und nun fiel mir ein, daß ich von dem schon reden gehört.

„Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig,“ lachte sie. „Das ist ja ein alter Mann.“

„Das thut nichts,“ erwiderte ich. „Es ist in der Gegend bekannt, daß er noch immer den Frauenzimmern nachstellt — ärger als ein Junger.“

Sie zog die Brauen zusammen. „Was kümmert das mich. Er hat mir die Rose über den Zaun geworfen — und ich hab' sie nicht liegen lassen. Aber nimm Du sie jetzt.“ Sie zog die Rose aus dem Haar und steckte sie mir in's Knopfloch. „Da, Du Kindskopf! Aber weißt Du, es freut mich doch, daß Du eifersüchtig bist, denn das zeigt mir, daß Du mich gern hast.“ Und dabei zog sie mich wieder an sich und küßte mich, daß ich vor Seligkeit fast verging. Aber plötzlich durchzuckte es mich und ich riß mich los.

„Ich muß fort!“ sagte ich.

„Jetzt schon?“

„Ja, sonst versäum' ich den Zug, und ich darf Nachmittags im Schloß nicht fehlen. Also gieb auf den Zettel wohl Acht. Es ist Alles genau auf-

geschrieben. Nimm so wenig mit, wie möglich. Ich kauf' Dir schon, was Du brauchst. Hast Du Geld zur Fahrt?" Ich griff in die Tasche.

„Laß nur. Wenn's nicht weit ist — ein paar Gulden hab' ich schon, das weißt Du ja."

„Nun also. Heut' ist Samstag; morgen, Sonntag, reise ich — Montag, oder längstens Dienstag Du. Laß' mich nicht unnöthiger Weise in Wischau warten."

„Gewiß nicht! Ach, Bedřich, wenn Du wüßtest, wie mir ist!" Sie barg ihr Haupt an meiner Brust.

„Froh sollst Du sein!" sagte ich mit einem letzten Kusse. „Aber da hör' ich den Zug pfeifen!"

Damit riß ich mich los und lief den Abhang hinunter. In der Nähe des Bahnhofes, wo bereits das Glockenzeichen ertönte, sah ich zurück. Sie stand vor dem Hause und winkte mit dem Tuche. Ich hatte gerade noch Zeit, auf den Tritt des letzten Waggons zu springen.

VIII.

Herr Fridolin hatte hier seine Erzählung abgebrochen und einen ängstlichen Blick nach der Uhr gethan. Die Zeit drängt, sagte er, und so will ich ohne weitere Auseinandersetzungen gleich daran anknüpfen, daß ich an einem regnerischen Morgen in Wischau eingetroffen war. Ich hatte diesen Ort, in dessen Umgebung meine Schwester lebte, als erste Station gewählt, obgleich damit ein Umweg eingeschlagen wurde. Denn ich mußte zum Schein den vorgeblichen Zweck meiner Reise verfolgen, der im Schlosse allgemein bekannt geworden war. Wischau ist ein kleines Städtchen mit einem geräumigen Hauptplatze, wo ich, als ich dort im Gasthof zur Krone abstieg, rings im Kreise hölzerne Buden aufgeschlagen fand; ein Zeichen, daß heute Jahrmarkt abgehalten würde. Das war mir ganz

recht. Denn Sie begreifen, daß mir jetzt, da der erste Schritt gethan war, mein Vorhaben in seiner ganzen Tragweite auf's Herz fiel, und daß mich schwere Gewissensbisse, sowie bängliche Gedanken hinsichtlich der Zukunft zu quälen begannen; einige Zerstreuung konnte mir also nur willkommen sein. Nachdem ich ordentlich gefrühstückt hatte, legte ich mich in meinem Zimmer zu Bett und schlief nach einer durchwachten Nacht bis in den Mittag hinein. Als ich an's Fenster trat, sah es unten auf dem Platze ziemlich leer aus; aber eine Stunde später wimmelte es bereits von Menschen, die sich trotz des schlechten Wetters unter ausgespannten Regenschirmen an den Buden vorbei drängten. Ich mischte mich nun auch in das Gewimmel, nahm Alles in Augenschein und erstand nebst anderen Gegenständen für Milada einen carrierten Plaid mit Tragriemen, eine geräumige Ledertasche, einen halbseidenen Schirm — und schließlich einen kleinen Hut von feinem Filz, wie ihn die Damen auf der Reise zu tragen pflegen. Nachdem ich das Alles in mein Zimmer geschafft hatte, flanirte ich so herum; denn es gab allerlei zu sehen, sogar ein Theater in dem

Saale eines anderen Gasthofes, wo obendrein die Nacht durch getanzt wurde.

Am anderen Morgen trat ich vor das Hausthor. Denn es war festgesetzt, daß sich Milada gleich von der Bahn weg in den Gasthof begeben sollte. Doch wer nicht kam, war sie. Es ärgerte mich, denn ich hatte trotz allem schon große Sehnsucht nach ihr empfunden und konnte es kaum mehr erwarten, sie bei mir zu haben. Aber ich dachte mir: nun, vielleicht wollte sie nicht bei Nacht fort, und macht sich erst jetzt auf den Weg. Der Tag schlich so dahin: der Abend kam, Milada nicht. Nun wachte ich dem nächsten Morgen wie im Fieber entgegen — aber Milada blieb aus. Wie war das zu deuten? Sollte sie gar nicht die Absicht gehabt haben, zu kommen, und mich hier ohne weiteres sitzen lassen? Das wäre niederträchtig! Und doch empfand ich bei diesem Gedanken fast eine wohlthuende Erleichterung. Oder sollte sie etwa gar mit dem alten Kerl, dem Müller? — Mein Herz zog sich zusammen. Aber nein! Nein! Sie kann ja krank geworden sein — kann, ungenau und unbeholfen, wie Weibsleute in solchen Dingen sind,

die rechte Strecke verfehlt haben und Gott weiß wohin gefahren sein! Unter solchen rathlosen Vermuthungen, davon eine die andere kreuzte, brachte ich den Tag hin — auch den nächsten. Endlich, am vierten, erhielt ich einen Brief, den ich heute noch auswendig weiß, da er nur aus ein paar Zeilen bestand: „Lieber Bedřich! Ich kann mit Dir nicht nach Amerika gehen, denn ich heirathe den Müller. Sei mir nicht bös. Es wäre Dir doch ein Opfer gewesen, das Du früher oder später bereut hättest. Deine Milada."

Das Papier glitt mir aus der Hand, und einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als wäre mit ihm ein Stein von meiner Brust gefallen. Doch gleich darauf packte mich die Eifersucht und ein grimmiger Haß gegen den Müller, den ich niemals im Leben gesehen hatte. Wie toll rannte ich im Zimmer umher und entwarf die schrecklichsten Rachepläne, die alle auf eine Mordgeschichte hinausliefen, wie man sie jetzt fast täglich in den Zeitungen zu lesen bekommt. Aber nach und nach wurde mir immer deutlicher, daß es ja für mich das größte Glück wäre, wenn die Ehe mit dem Müller zu Stande käme. Aber

wird dies auch wirklich geschehen? Konnte das Ganze nicht blos ein Vorwand sein, auf daß ich wieder zurückkehrte und Alles so bliebe, wie es war? Das ließ sich eben nicht herausbringen, und so erübrigte mir nichts, als abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Indessen galt es doch, zu überlegen, was vorderhand zu thun sei. Sofort zur Herrschaft zurückkehren wollte ich nicht; denn es hätte den anderen Dienstleuten seltsam erscheinen müssen, wenn ich nicht einmal die verlangten acht Tage fortgeblieben wäre. Ich beschloß also, aus der Noth eine Tugend zu machen und nun wirklich meine Schwester in dem Dorfe Nemojan aufzusuchen, das anderthalb Stunden von Wischau entfernt liegt. Da das Wetter gut war, machte ich mich gleich zu Fuß auf den Weg, fand aber nicht den freundlichsten Empfang. Meine Schwester wollte mich die längste Zeit gar nicht wieder erkennen und that sehr zurückhaltend; mein Schwager Schuster desgleichen. Schließlich bedauerte man, daß gar nichts im Hause sei, um mir einen Imbiß vorsetzen zu können, wofür ich auch bestens dankte. Erst am nächsten Tage, als ich mit einem leichten Fuhrwerk kam,

meiner Schwester die Sachen mitbrachte, die ich für Milada gekauft hatte, und jedem der fünf Kinder einen Silbergulden in die ungewaschene Patschhand drückte, thauten die Leute auf und flossen zuletzt so von Zärtlichkeit über, daß sie mich noch ein paar Tage in Nemojan festhielten, wo sich im Wirthshause ein nicht ganz unbewohnbares Zimmerchen für mich vorfand. Dort zechte ich auch tüchtig mit meinem Schwager, dem jetzt die Zeit ein einziger blauer Montag war; aber ich konnte doch meine innere Unruhe nicht übertäuben, die mich endlich zur Heimkehr trieb. Jetzt sollte sich mein Schicksal entscheiden!

Als ich an einem schönen Herbstnachmittag mit meinem Handkoffer durch das Schloßportal trat, war die erste Person, die ich erblickte, Katinka, meine jetzige Frau. Sie saß im Vorhof unter der breiten Esche, die schon ganz gelb gefärbt war, und strickte an einem langen weißen Strumpfe. Als sie mich sah, öffnete sie den Mund vor Ueberraschung und wurde blutroth im Gesicht. „Je, Du bist schon da, Fridolin!“ rief sie.

„Wie Du siehst.“

„Nun, das freut mich.“

„Auch so viel.“

„Ich hatte gedacht, Du würdest länger ausbleiben. Wie ist's Dir denn ergangen? Deine Schwester wird sich wohl auch recht gefreut haben, Dich wiederzusehen.“

„Na, so so. Giebt's was Neues im Schlosse?“

„Gar nichts. Dein Herr ist noch in Steiermark. Ueber Etwas aber wirst Du Dich doch wundern.“

„Ueber was denn?“

„Erinnerst Du Dich an die Milada?“

Mir gab es einen Riß durch den ganzen Leib. Aber ich erwiderte so unbefangen wie möglich: „Warum sollt' ich mich nicht an die erinnern. Sie war ja lang genug im Schloß.“

„Und daß sie ihr Kind umgebracht hat, weißt Du auch. Vor ein paar Wochen ist sie aus dem Zuchthaus gekommen — und jetzt heirathet sie der Müller Mussil in Lettowitz.“

„Den kenn' ich nicht,“ sagte ich, mich zusammen nehmend.

„Ein alter Mann, schon an die siebzig, der aber noch immer den Teufel im Leib hat. Nächsten

Sonntag werden sie aufgeboten, ein für alle Mal."

„Nächsten Sonntag schon!" schrie ich mich vergessend.

„Sie haben Eile noth," fuhr Katinka trotzdem ahnungslos fort, „der Kinder des Müllers wegen, die freilich längst selbst verheirathet sind und schon vor Jahren ihr Erbtheil voll ausgezahlt erhalten haben. Aber sie könnten doch noch allerlei dagegen thun. Er hat dem ältesten Sohn, der in Brünn einen großen Mehlhandel betreibt, auch noch die Mühle abtreten müssen, um ihn ganz herum zu kriegen. Er selbst behält sich nur einen Wirthschaftshof in der Nähe von Trübau, der freilich groß genug und an die Zehntausend werth sein soll. Dort will er mit der Milada leben, der er, wie es heißt, den Hof für den Fall seines Todes verschrieben hat."

In diesem Augenblick kam vom Schloß aus ein Wagen herangerollt; die Frau Gräfin machte ihre gewohnte Spazierfahrt. Wir nahmen Stellung und verneigten uns ehrerbietig.

„Siehst Du," sagte Katinka, als der Wagen

draußen war, „siehst Du, wie recht Ihre Erlaucht damals gehabt hat. Wer weiß, was noch Alles geschieht. Gar zu gut wird sie's bei dem Müller nicht haben. Der hat schon drei Weiber in's Grab gebracht. Nun, sie wird wohl glauben, daß er bald stirbt; aber das ist Einer von denen, die hundert Jahre alt werden."

Ich hatte genug und ließ Katinka allein, die an ihrem Strumpfe weiter strickte. Als mir jetzt das Schloß in seiner ganzen Ausdehnung vor Augen kam, als ich alles Bekannte und Gewohnte wieder fand — da übermannte es mich, und in meinem Zimmer, das ich für immer hatte verlassen wollen, brach ich in Thränen aus. Aber sie flossen auch um Milada. Das Gespräch mit Katinka hatte alle Erinnerungen in mir aufgewühlt, und ich empfand, wie sehr ich diese falsche Schlange noch liebte.

Nach einer gewissen Zeit hörte ich den Wagen zurückkommen, und gleich darauf erschien der Bediente, der auf dem Bock gesessen, an meiner Thür. „Fridolin, Du sollst sofort zur Frau Gräfin kommen!" rief er herein und entfernte sich wieder schleunigst.

Ich erschrak. Sollte man etwas erfahren haben? Und will man mich jetzt zur Rede stellen? Aber was war zu thun? Ich wusch und kämmte mich rasch, dann ging ich mit klopfendem Herzen hinauf.

Ihre Erlaucht befand sich in dem Balkonzimmer, wo sie sich des Abends gewöhnlich vorlesen ließ. Aber sie war noch allein, empfing mich sehr freundlich und stellte, während ich aufathmete, einige wohlwollende Fragen, die den Aufenthalt bei meiner Schwester betrafen. Nachdem ich dieselben unterthänigst beantwortet hatte, schwieg sie eine zeitlang, dann fragte sie plötzlich: „Wie gefällt Dir denn die Katinka?"

Ich war ganz betroffen und wußte nicht, was ich erwidern sollte. „Nun," sagte ich endlich, „die Katinka — die Katinka ist ein recht angenehmes Mädchen."

„Nicht wahr? Und auch ein braves Mädchen ist sie. Möchtest Du sie heirathen, Fridolin?"

Jetzt war ich vollständig paff und wußte schon gar nicht, was ich sagen sollte. „Heirathen — ja — heirathen — daran hab' ich bis jetzt nicht gedacht, Erlaucht."

„Dann kannst Du jetzt daran denken. Offen gesagt: es wär' uns erwünscht, wenn Ihr Beide ein Paar würdet. Unter dieser Bedingung steht Dir für Deine langjährigen treuen Dienste eine Belohnung in Aussicht. Wir wollen nämlich den Zimmerwärter pensioniren und Dir den Posten geben."

Um mich her drehte sich Alles und mühsam stammelte ich einige mir selbst unverständliche Worte.

„Nun, nun," sagte die Frau Gräfin, „ich begreife, daß Du Dich nicht so ohne weiteres entschließen kannst. Denk' darüber nach. Beschlaf' die Sache — und morgen meldest Du mir, was Du zu thun gesonnen bist." Damit reichte sie mir die Hand zum Kusse und entließ mich sehr gnädig.

* * *

Hier hielt Herr Fridolin inne und blickte wieder nach der Uhr, deren Zeiger fünf Minuten vor Sechs wies. „Bis hierher und nicht weiter," sagte er jetzt. „Alles übrige wissen Sie ohnehin." Damit stand er auf und näherte sich dem Kleiderrechen an der Wand.

„Nein," rief ich, „ich weiß nicht Alles! Wie war es mit Milada? Hat sie den Müller wirklich geheirathet?"

Er hatte inzwischen seinen Mantel umgeworfen und kehrte, die Mütze in der Hand an den Tisch zurück. „Ja, sie hat ihn geheirathet und ist nach zwei Jahren Wittwe geworden. Eine Zeit lang hieß es, sie habe den Alten mit Gift in's Jenseits befördert. Aber das wird wohl bloßes Gerede gewesen sein; es wären ja sonst die Gerichte eingeschritten. Nicht lange darauf hat sie ihren Schaffer zum Mann genommen, dem sie auch ein Kind geboren. Sie selbst aber ist im Wochenbett gestorben."

Die Uhr hob schnarrend an, Sechs zu schlagen. Fridolin zuckte zusammen. „Gute Nacht!" Und damit stürzte er aus dem Zimmer, mich der ungestörten Nachwirkung seiner Erzählung überlassend. Diese bewies zwar nicht ganz die Stärke seiner Leidenschaft — aber sie sprach für sein Glück.



Ninon.







I.

Die Maskenbälle, welche im Carneval des Jahres 186* im Theater an der Wien stattfanden, gehörten zu den glänzendsten und besuchtesten der Saison. Ein unternehmender Director, der die Leitung der Bühne erst vor kurzem übernommen, hatte sie nach Art der Pariser Opernbälle ins Werk gesetzt und damit den Wienern, welche zu derlei Vergnügungen bis jetzt nur die Redoutensäle und einzelne größere öffentliche Locale gekannt, etwas ganz Neues geboten. Mehr als einmal war ich, in jener Gegend wohnend, des Nachts an dem strahlend erleuchteten Portal vorübergeschritten, hatte rasche Wagen anfahren und halbverhüllte Frauengestalten in reizenden Costümen oder Balltoiletten aussteigen sehen, ohne daß mich die Lust angewandelt hätte, das bunte Treiben, von dem man sich Wunderdinge

erzählte, näher in Augenschein zu nehmen. Endlich jedoch, als ich gerade in vorgerückter Nachtstunde aus einer Gesellschaft nach Hause ging und also schon im Frack steckte, faßte ich plötzlich den Entschluß, eine Karte zu lösen.

Den hellen, reich ausgeschmückten Raum betretend, fand ich, daß derselbe keineswegs überfüllt, sondern weit weniger belebt war, als ich erwartet hatte. Die Logenreihen wiesen viele Lücken auf, und die nicht sehr zahlreichen Insassen blickten, wie es schien, etwas gelangweilt auf die Maskenschwärme hinab, die sich unten ziemlich durchsichtig hin und her bewegten. Indessen erkannte ich bald, daß ich während einer längeren Ruhepause gekommen war; ein großer Theil des Publikums mochte den Saal verlassen und die angrenzenden Speise- und Erfrischungsräume aufgesucht haben. Als jetzt das Orchester plötzlich eine rasche Tanzweise erklingen ließ, strömte es auch wirklich von allen Seiten zu, so daß endlich eine dichte Menge in lustigem Walzer durcheinander wogte. Nun zeigten sich auch mehr oder minder interessante Erscheinungen. Stadtbekannte Persönlichkeiten der Aristokratie und der Finanzwelt, hervorragende

Mitglieder des Parlaments, Schriftsteller und Künstler. Unter den letzteren ein damals viel genannter polnischer Maler in Nationaltracht, der seine bezaubernd schöne Schwester in gleicher Kleidung am Arm führte. Sehr zahlreich war die Schauspielkunst vertreten. Neben einer ebenso berühmten wie berüchtigten Lokalsängerin fiel ein neu gewonnenes weibliches Mitglied des Burgtheaters durch vornehme Haltung und klassischen Adel des Profils ganz besonders auf. Die Dame ließ sich von einem zur Zeit bühnenbeherrschenden Autor begleiten und zog einen langen Schweif neugieriger Bewunderer nach sich. Dennoch fühlte ich mich gewissermaßen enttäuscht; ich hatte mehr Fülle und Triebkraft im Ganzen, mehr lebensfreudige Hingabe im Einzelnen erwartet. Es war doch eigentlich nur eine Zurschaustellung, welche trotz allen äußeren Glanzes etwas innerlich Beengtes und Frostiges hatte.

So schritt denn auch ich ohne rechten Antheil in dem Gewoge einher, das sich jetzt, da wieder eine Tanzpause eingetreten war, in weitem Rundgang durch den Saal bewegte. Mit einem Male fühlte ich, wie sich von rückwärts ein Arm unter

den meinen schob, und hörte eine künstlich fistelnde Stimme fragen: „Bist Du auch da?“

Ich blickte erstaunt und forschend auf die weibliche Maske, die jetzt an meine Seite getreten war und sich sehr zutraulich an mich schmiegte. Eine nicht allzu große, volle Gestalt in einem blaßblauen, mit schwarzen Spitzen verbrämten Domino.

„Wie Du siehst, bin ich da,“ erwiderte ich endlich. „Ich kann Dir jedoch Deine geistreiche Frage nicht zurückgeben; denn ich vermag schlechterdings nicht zu errathen — —“

„Das glaub' ich,“ versetzte sie. „Aber betrachte meine Hand; vielleicht bringt sie Dich auf die Spur.“

Ich blickte auf die entblößte Hand nieder, die auf meinem Arm ruhte. Es war eine sehr schöne Hand; etwas fleischig zwar, aber doch lang und edel gestreckt, die Fingerspitzen leicht nach aufwärts gebogen. Keine Ueberladung mit Ringen; ein einziger flacher Goldreif, an welchem eine feine, nicht allzu kostbare Perle schimmerte, hob sich geschmackvoll von der elfenbeinartigen Blässe der Haut ab.

„Nun?“ fuhr die Maske fort. „Kannst Du

nichts herausbringen? Du rühmtest Dich doch stets, einen sehr scharfen Blick für Hände zu haben, und auch nur ein Mal gesehene nie wieder zu vergessen. Und die meine hast Du sehr oft gesehen — ja Du hast sie sogar besungen."

„Besungen? Das muß eine Zeit her sein. Denn mit derlei geb' ich mich schon lange nicht mehr ab."

„Es ist auch schon lange — so an die zehn Jahre. Meine Augen hatten Dich übrigens gleichfalls poetisch begeistert, und Du glaubtest damals etwas ganz Neues zu sagen, indem Du sie Veilchenaugen nanntest."

„Noch immer besser, als wenn ich sie mit Vergißmeinnichten verglichen hätte," erwiderte ich, indem ich mich umsonst bemühte, aus den ziemlich farblosen Augenflächen, die durch die Schlitze der schwarzen Sammtlarve blinkten, eine Vorstellung zu gewinnen; „ich wäre nun erst recht Lügen gestraft."

„Na, ich will nicht schuld sein, daß Du Dir Dein bischen Gehirn überanstrengst. Ich werde mich demaskiren: mir ist ohnehin schon fürchterlich heiß unter diesem Schwitzvisir." Dabei machte sie

die Larve los und wandte mir ein breites, weißes Antlitz zu, in dessen schlaffen, gleichsam platt gequetschten Zügen ich mich nicht sofort zurechtfinden konnte.

Endlich hatte ich ein volles Bild gewonnen. „Nina!“ rief ich aus.

„Ja, Nina,“ entgegnete sie, plötzlich in den niedrigsten Wiener Dialekt verfallend und mit einer Stimme, deren Klang ein Heer von Erinnerungen in mir wach rief. „Nina — oder besser g'sagt: Krawall-Ninerl! Das hätt'st Dir net verhofft, mich wieder z'finden — und gar auf an Elitball. Net wahr? Hast g'wiß g'laubt, i wär' schon längst in an Spital z' Grund gangen — oder gar wo anders, wo's no schlimmer is. — Es war auch nicht weit davon,“ fuhr sie, da ich nichts erwiderte, im früheren Hochdeutsch fort; „aber da siehst Du, daß nicht blos die Tugend besteht. Mach' doch nicht ein gar so dummes Gesicht! Schauen wir lieber, daß wir aus dieser Tretmühle hinauskommen; die Tanzerei wird ohnehin gleich wieder los gehen — und darüber sind wir Beide erhaben. Wir wollen irgend einen stillen Winkel aufsuchen, wo wir eine Cigarette rauchen und von alten Zeiten plaudern

können. Auch ist mir, offen gestanden, einigermaßen flau im Magen und ich möchte Etwas zu mir nehmen. Erschrick nicht! Ich denke an kein Souper mit obligatem Champagner. Das Saufen hab' ich mir abgewöhnt: — bin überhaupt solid geworden. Eine Tasse Thee mit einigem kalten Aufschnitt genügt vollkommen."

Sie hatte mich bei diesen Worten nach dem Seitengange gezogen, der in ein geräumiges Büffetzimmer führte. In der Mitte dieses schmalen Corridors war ein großer, von zwei Gasflammen beleuchteter Spiegel angebracht. Davor hielt sie mich zurück, so daß wir nun Beide unser Bild vor Augen hatten.

„Nun, wir nehmen uns noch ganz erträglich aus," sagte sie „Könnten Mann und Frau sein. Bedankst Dich — was? Du hast übrigens im Laufe der Jahre gewonnen. Siehst ganz stattlich aus. Ich aber bin leider sehr stark geworden und muß mich abscheulich schnüren. Und was sagst Du zu meinem Gesicht?" Sie ließ die Kapuze des Dominos ganz in den Nacken fallen, so daß ihr Haupt mit dem dichten, trockenen, fahlrothen Haar frei zum

Vorschein kam. Es war in der That ein merkwürdiger Kopf, der trotz der verquollenen Gesichtszüge einen fesselnden Eindruck machte. In Folge eines eigenthümlich schmerzhaften Zuges, der sonderbarerweise seit jeher um diese blaugrauen Augen, um diesen herben, fast leblos blassen Mund gelegen hatte, mahnte er an die berühmte tête de cire im Museum zu Lille.

„Du sagst ja gar nichts. Schön bin ich freilich nie gewesen —"

„Aber bezaubernd. Jeder, der etwas tiefer in Dein weißes Gesicht geblickt hatte, war auch in Dich verliebt."

„Mit Ausnahme Deiner Wenigkeit," sagte sie wegwerfend.

„Ich war eben vorsichtig."

„Ja, Du gingst mir aus dem Wege — und machtest nur hinterrücks schlechte Verse auf mich. Konnte mir auch ganz recht sein; denn Du warst damals — offen gestanden — ein ausnehmend fader Jüngling. Uebrigens," fuhr sie fort, indem sie ganz dicht an den Spiegel trat und sich wohlgefällig betrachtete, „hast Du nur die Wahrheit gesagt. Es

waren Alle wie toll in mich verliebt. Ich weiß eigentlich selbst nicht warum —"

„Weil Du stets im Innersten kalt bliebst."

„Kalt? Nun ja. Wenn ich da überall hätte glühen sollen, wäre gar bald nur mehr ein Häuf=lein Asche von mir geblieben. Wenn ich so zurück=denke in die Zeit, wo Du noch ein junger Lieutenant warst, ist mir's, als wär' ich schon hundert Jahre alt. Mein Gott, der arme Rudi!"

„Ja, der arme Rudi," wiederholte ich still. Der Schatten des einstigen Kameraden war schon längst vor mir aufgestiegen.

„Und weißt Du, daß ich damals, als er sich erschoß, auch nicht so viel —" sie schnippte mit den Fingern — „dabei empfunden hatte! Eigent=lich hat er's ja auch nur seiner Schulden wegen gethan."

„Die er für Dich gemacht."

„Ah pah! Für mich — oder für eine Andere, das blieb sich gleich. Es lag ihm so im Blute."

„Mag sein. Aber er war auch eifersüchtig —"

„Dumm genug. Es war ihm doch bekannt, daß ich von einer Hand in die andere ging. Das wußte

Jeder und mußte sich's gefallen lassen — er aber wollte der einzig Geliebte sein. Gerade so wie auch damals der junge Maler, dem ich Modell stand zu einer Laïs oder Phryne. Ein letzter hoffnungsvoller Rahlschüler, der sich mittlerweile auf's Porträt geworfen hat, weil es mit den griechischen Schwarten nicht mehr ging. Er wollte mich um jeden Preis heirathen, und bald wär's zum Duell gekommen zwischen ihm und einem seiner Collegen, der dasselbe wollte. Das war nun wieder ein Nazarener aus der Schule Führichs, malte mich als Madonna — und hat mich bei den Sitzungen mit verdrehten Augen angebetet wie eine wirkliche. Lächerlich!"

„Nun, es hat Mancherlei in Dir gesteckt," sagte ich nachdenklich. „Es quirlte nur Alles so durcheinander."

Sie blickte schweigend vor sich hin. „Ja, ich war eine Canaille," sagte sie dann mit einer Art von teuflischer Genugthuung. „Aber komm', gehen wir zum Thee."

Wir begaben uns also in das Büffetzimmer, wo es in diesem Augenblick ganz still und menschenleer war, und ließen uns an einem Ecktischchen

nieder. Während der Aufwärter den gewünschten Imbiß brachte, und Nina behaglich träg zulangte, dachte ich an Vergangenes .....

Ja, das Weib, das jetzt, in zunehmender Fülle verblühend, vor mir saß — ich hatte es schon in seiner ersten Jugend gekannt. Als ein ganz verlorenes, verkommenes Ding, mit einem zerschlissenen Fähnchen auf dem Leibe, mit defectem Schuhwerk und zerknittertem Hütlein. Aber sie hatte den Wuchs einer Hebe, und ihr lichtes, von zerzausten röthlichen Haaren umschimmertes Gesicht übte eine wundersame Anziehungskraft aus. Die Züge waren schon damals so, als hätten sie in ihrer ursprünglich reinen Bildung einen leichten, entstellenden Druck erhalten. Und doch — welch ein Reiz lag in dem etwas schief stehenden Näschen, in dem weichen und doch energischen Kinn — in dem eigenthümlichen Schnitt und Blick der Augen. Es waren wirklich Veilchenaugen, wenn sie freundlich oder zärtlich blickten, aber stahlgrau und stahlhart in Stunden oder Tagen des Schmollens und Grollens. Und solche Stunden und Tage waren bei Nina nichts Seltenes. Wie ein Aal wußte sich dann das schlanke Geschöpf

jeder verlangenden Umarmung zu entwinden und die rosigen Nägel der zarten Finger zur Abwehr zu gebrauchen. Dafür aber gab sie sich, wenn man es am wenigsten erwartete, ganz plötzlich, wie dem Antrieb einer Laune folgend, hin, und oft erschien sie ganz unvermuthet in irgend einer Officierswohnung, um dort die Nacht zuzubringen. Manchmal kam sie recht ungelegen; sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern warf sich, müd und abgehetzt, wie sie war, auf's Sopha oder in's Bett und schlief sofort ein. Denn sie hatte, wie man wußte, keinen eigentlichen „Unterstand", und verbrachte die Tage in den Straßen der Stadt und der Vorstädte, in Ateliers von Malern und Bildhauern, denen sie als Modell diente — oder sonst wo. Bei aller Unbildung — sie konnte kaum lesen und schreiben — besaß sie Geist, Urtheilskraft und stets schlagfertigen, sarkastischen Witz; sie konnte oft Aussprüche thun, über die man erstaunte. Habgierig und eigennützig war sie in der Regel nicht, vielmehr mit Allem zufrieden, was man ihr anbot; sie wurde selten unwillig, wenn man ihr nicht einmal ein bescheidenes Souper vorsetzen konnte. Sie aß überhaupt fast

nichts, mochte nicht einmal Süßigkeiten; aber für Alkohol zeigte sie eine entschiedene Vorliebe. Sie trank alles Trinkbare — sogar Rhum, davon sie einmal bei einer Orgie so viel auf einen Zug zu sich nahm, daß sie zum allgemeinen Entsetzen wie todt hinfiel. Sich zu berauschen, gewährte ihr offenbar das höchste Vergnügen, obgleich sie dabei in eine finstere, zornige Stimmung verfiel. Sie begann dann mit heiserer Stimme vom Jahre 1848 zu sprechen und erzählte, wie sie als halbwüchsiges Mädchen zuerst mit den Studenten, später mit den Brüdern „Arbeitern" ausgezogen war und sich, an Straßentumulten theilnehmend, zum ersten Male auf der Höhe einer Barrikade preisgegeben habe. Dabei wurde sie ganz wild, schalt uns Officiere feile Knechte der Tyrannei, und begann derart zu toben, daß sie Gläser und Teller nach unseren Köpfen warf und mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden mußte. In Folge dessen wurde sie auch „Krawall-Ninerl" genannt. Zuweilen aber konnte sie ganz weichmüthig und sentimental werden, erzählte von ihrem armen Vater, der ein zu Grunde gegangener Tischlermeister gewesen — und von ihrer

unglücklichen Neigung zu dem schönen Peppi. Dieser schöne Peppi war damals Heldenspieler an einem Vorstadttheater, ein arger Schreier und Coulissenreißer: aber er entzückte sein Publikum als Karl Moor, als Graf Wetter von Strahl und in ähnlichen Rollen; die Frauen vom „Grund" waren alle vernarrt in ihn. Aber der stolze Histrione fand das verwahrloste Mädchen unter seiner Würde und ließ es unerhört vor seiner Thüre schmachten und winseln. So wenigstens berichtete Nina mit stammelnden Lippen und schluchzte und heulte dabei wie ein Kind. Wir Anderen lachten darüber: aber dem armen Rudi, der sie leidenschaftlich liebte und sie durch allerlei Opfer eine Zeit lang halb an sich gefesselt hatte, zerfleischten solche Erzählungen das Herz, in welches er sich zuletzt die todbringende Kugel gejagt hatte ....

„Aber jetzt sag' mir doch," begann nunmehr Nina, die ihren Appetit mittlerweile gestillt hatte, sag' mir doch, lieber Alter, wie kommst Du denn eigentlich zu dem schwarzen Frack? Ich hatte einige Mühe, Dich darin wieder zu erkennen, und auf der Straße wären wir wohl Beide fremd an einander

vorüber gegangen. Hast Du etwa eine Unannehmlichkeit gehabt? Oder warst Du vielleicht thöricht genug, in Civildienste zu treten, um irgend ein edles Mädchen, das die Caution nicht auftreiben konnte, unter die Haube zu bringen?"

„Keines von beiden. Du weißt doch —"

„Nu ja, ich weiß, daß Du Dich schon damals mit der Idee trugst, Schriftsteller zu werden. Aber Mensch, Du wirst doch nicht von der Feder leben? Oder hast Du vielleicht eine Erbschaft gemacht?"

„Das letztere keineswegs."

Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung und Mitleid an. „Also wirklich! — Aber weißt Du was?" setzte sie plötzlich hinzu, „Du hattest ja nicht blos lyrische Gedichte, sondern auch Trauerspiele im Sinn. Schreib' mal 'ne Rolle für mich."

„Für Dich?"

„Nun ja. Auch ich habe mich, wie Du mich hier siehst, der Kunst gewidmet und werde demnächst als Schauspielerin auftreten."

„Du?"

„Was ist dabei zu staunen? Mit dem früheren

Leben hält's eben nichts mehr. Du darfst übrigens nicht glauben," fuhr sie, den Kopf zurückwerfend, fort, „daß es mir späterhin so elend ergangen ist, wie in meiner schönen Jugend. O nein! Auch ich hatte, nachdem ich noch manches Arge und Aergste überstanden, meinen Grafen, meinen Baron — und schließlich einen Banquier. Aber so alt dieser dicke Jude selbst war, ich erschien ihm im Laufe der Zeit nicht mehr jung genug, und da er überdies fallirte, so stand ich schließlich allein da. Das aber brachte mich zur Erkenntniß, daß ich mir einen neuen Nimbus anschaffen müsse. Und so gehe ich denn zum Theater."

„Ja — aber wie —?"

„Ja aber wie?" wiederholte sie höhnisch. „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, davon sich euere Weisheit nichts träumen läßt — obgleich sie sehr leicht auf die Spur gerathen könnte. Erinnert man sich denn gar nicht mehr an meine unglückliche Jugendleidenschaft? An den schönen Peppi?"

„O ja: ich erinnere mich schon. Der Bühnenlöwe aus der Vorstadt —"

„Dieser Löwe hat ausgebrüllt. Das heißt, er

ist alt und zahnlos geworden; auch die Mähne hat er verloren. Und da er selbst nicht mehr tragiren kann, so hat er eine Art Schauspielschule errichtet, von der er lebt. Merkst Du nun? Und hast Du vielleicht eine Ahnung davon, daß sich derzeit der Spieß umgekehrt hat? Der ergraute Löwe — oder eigentlich Esel, der mich einst mit Füßen von sich gestoßen, ist jetzt bis über die Ohren in mich verliebt. Dabei aber hat er herausgefunden, daß das Zeug zu einer großen Tragödin in mir steckt."

Ich sah sie an. Während der letzten Worte hatte ihr Gesicht einen ganz besonderen Ausdruck angenommen. Es streckte sich gewissermaßen in die Länge, die Augen öffneten sich weit, und der kräftige blasse Mund verzerrte sich zu einer schmerzvollen Grimasse. Der ganze Kopf hatte jetzt wirklich Etwas von einer antiken tragischen Maske.

„Vielleicht hat der Löwe von ehedem Recht," sagte ich nachdenklich. „Allerdings ist es ein wenig spät —"

„Spät? Wie alt bin ich denn? Fünfundzwanzig Jahre — Du kannst ja nachrechnen. Der neue Stern des Burgtheaters, den ganz in der Nähe

leuchten zu sehen, ich eigentlich hierher gekommen, ist keineswegs jünger — und gleichfalls aus dem Nichts aufgegangen. Wir können noch Rivalinnen werden. Schon am nächsten Sonntage trete ich im Pasqualatti-Theater auf."

„Dort?"

„Du weißt, eine Versuchsbühne. Und als erstes Debüt werde ich die Maria Stuart spielen."

„Die Maria Stuart —"

„Eigentlich lächerlich, was? Denke Dir nur: wenn die einstige Krawall-Ninerl so heraustritt" — sie beugte sich vor und breitete die Arme aus —: „„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!"" „Und daß ich besser sei, als mein Ruf, könnte ich auch nicht behaupten. Aber was willst Du? Meinem alten Löwen steckt nun einmal der Jambus im Leibe — und er will mir ihn mit Gewalt einimpfen. Da er mir nun auch ein Engagement zu verschaffen gedenkt, muß ich mich für's Erste fügen. Später werde ich schon mit Anderem hervortreten — etwa mit der Cameliendame. Das ist zwar auch eine abgespielte, weinerliche Komödie. Ich würde etwas ganz Neues brauchen, etwas Unerhörtes — noch

nie Dagewesenes. Aber der Mann, der das schriebe, müßte erst geboren werden. Ihr deutschen Dichter habt schon gar nicht das Zeug dazu und kommt aus euerer langweiligen Rührseligkeit nicht heraus. — Aber," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, indem sie mit weit aufgerissenem Munde laut gähnte, „ich bin nachgerade müde und schläfrig geworden und möchte nach Hause. Geh', hol' einen Wagen."

Sie hatte mich bei dieser Aufforderung leicht mit der Fußspitze angestoßen, und da mir selbst eine Verlängerung dieses Beisammenseins keineswegs erwünscht war, so beglich ich die Rechnung und zögerte nicht, dem Wunsche nachzukommen.

Ein Fiaker war bald zur Stelle. Ich öffnete den Wagenschlag und ließ Nina, die bereits, in einen grell carrirten Mantel gehüllt, unter dem Portal stand, einsteigen. „Wohin soll Dich der Kutscher bringen?" fragte ich.

„Du wirst mich doch nicht allein fahren lassen?" rief sie mit einem bösen Blicke. „Das muß ich mir ausbitten!"

Ich stieg also zu ihr ins Coupé. Sie wohnte irgendwo „Unter den Weißgerbern", und der

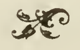
Wagen rollte rasch über das feuchte, leicht beschneite Pflaster dahin.

„Schau," begann Nina nach einer Weile schweigenden Nebeneinandersitzens, „schau, da wären wir wieder einmal ganz traulich beisammen. Wir könnten uns sogar küssen. Aber ich bin ja jetzt solid," fügte sie wie abwehrend bei, da sie meinerseits keinerlei Anstalten zu näherer Anschmiegung wahrnahm. „Wo wohnst Du denn?" Und da ich keine zureichende Antwort gab, drückte sie sich in die Ecke und sagte mit unverhehltem Aerger: „Du brauchst nicht so geheimnißvoll zu thun, ich werde Dich nicht überfallen; davor bist Du sicher. Aber mein Debüt mußt Du mit ansehen. Darauf besteh' ich. Ich werde Dir gleich eine Karte geben, die Dir den Eintritt verschafft; denn die Vorstellung ist sozusagen eine geschlossene." Sie kramte in ihrem Geldtäschchen und zog aus mehreren Visitenkarten eine hervor, die ich zu mir steckte.

Nun war auch der Wagen bald vor dem Hause angelangt, das Nina beherbergte. Ich half ihr beim Aussteigen und zog rasch die Thorklingel; denn ein kalter Schneeregen schlug uns in's Gesicht. Zum

Glück ließ der Hausmeister nicht lange auf sich warten. Nina reichte mir rasch die Hand. „Also nächsten Sonntag. Vergiß nicht!“ Sie verschwand unter dem Thor, das dröhnend in's Schloß fiel.

Ich schickte jetzt den Wagen fort; denn trotz des bösen Wetters fühlte ich das Bedürfniß, zu Fuß nach Hause zu gehen. Die reine Luft that mir wohl, wie ich so durch die stillen dunklen Gassen schritt. Schon ließ sich der anbrechende Morgen spüren; hinter manchem Fenster und in früh geöffneten Läden schimmerte Licht. Die Begegnung hatte niederdrückend auf mich gewirkt. Mahnte sie doch eindringlich an eine Vergangenheit, welche völlig zu überwinden und abzuthun ich damals bestrebt war.



II.

Auch am nächsten Tage hielt diese Verstimmung an, und wurde zu einer recht ärgerlichen Empfindung, als mir die Karte, die ich von Nina erhalten hatte, wieder in die Hand und deutlich vor Augen kam. „Fräulein Ninon Ninoni." Und unten in der Ecke: „für den Abend des 20. Februar im Pasqualatti-Theater". Ich brach in ein bitteres Lachen aus. Zwar hatte ich schon damals den Bühnen und ihren Leitern gegenüber herbe Erfahrungen gemacht, hatte tiefer, als mir lieb sein konnte, in diese Welt des doppelten Scheines hineingeblickt; aber noch waren die Ideale meiner Jugend: die großen Dramen unserer großen Dichter, die großen Leistungen unserer großen, nach und nach dahin gehenden Schauspieler in mir lebendig geblieben. Und nun sollte ich mit ansehen, wie dieses herzlose, frivole, freche Geschöpf, diese Nina-Ninon, als Maria Stuart auftrat! Wie

drastisch hatte sie selbst den Widerspruch, der darin lag, hervorgehoben! Nein, nie und nimmer!

Und doch! War nicht die Mehrzahl der Bühnenkünstlerinnen ähnlich geartet? Konnte sie nicht wirklich begabt sein? Schauspielerisches Wesen ist ja dem Geschlechte mehr oder minder angeboren, und diesem weiblichen Proteus konnte man schon eine gehörige Dosis davon zutrauen. Auch waren ja ihre geistigen Anlagen keine gewöhnlichen, und im Verlauf der Jahre schien sie sogar für einige Bildung gesorgt zu haben. Wer weiß also? Außerdem: der gänzlichen Talentlosigkeit, dem bloßen Dilettantismus erschloß sich auch dieses Versuchstheater nicht, das ja bekanntermaßen als Vorhalle größerer Bühnen galt. Es wäre immerhin interessant — und man sollte doch sehen. Wohlan, ich werde mich einfinden! —

Der Sonntag war da — und mit ihm ein wahres Frühlingswetter, wie es oft im Februar einzutreten pflegt, um bald wieder einem harten Nachwinter Platz zu machen. Ich ging schon früh am Nachmittage fort; denn ich wollte die Zeit bis zur Theaterstunde im sonnigen Freien zubringen. Langsam

schritt ich die Favoritenstraße hinauf, die feiertäglich menschenleer war: nur selten rollte ein Wagen an mir vorüber. Alle Kaufläden waren geschlossen, die Häuser wie ausgestorben; unter den Thoren standen müßige Dienstmägde, die gelangweilt in den hellen Tag hinausblickten. Auch draußen vor der Linie Alles still und öde. Wo mochten die Menschen sich aufhalten, von denen es hier im Laufe der Woche wimmelte? Einzelne Fußgänger, meist Arbeiter im Sonntagsstaat, schlichen über die leere Fläche vor dem Südbahnhofe, der sich auch ausnahm, als wäre heute jeder Verkehr eingestellt; das Pfeifen und Brausen eines eben näher kommenden Zuges ließ freilich diese Täuschung nicht aufkommen. Ich durchschritt nun den Viaduct und betrat den Vorort Favoriten, welcher damals in seiner ersten weiteren Ausbreitung begriffen war. Dort herrschte schon regeres Leben. In der Hauptstraße schritten unternehmend herausgeputzte Mädchen, barhäupig und mit rauschenden, gesteiften Röcken, an der Seite von jungen Burschen und Soldaten auf und nieder; aus mancher der zahlreichen Gastwirthschaften klang fröhliche Musik, wie es schien, schon jetzt zum Tanze

einladend. Auf einem wüsten Baugrunde, wo bereits einzelne Anfänge stattlicher Gebäude zu sehen waren, hatte sich ein „Ringelspiel“ angesiedelt, und eine Schaar lärmender Rangen trieb dort beim Klange einer Drehorgel ihr Wesen. Bald war das freie Feld mit seinen öden Sandstätten erreicht, darauf noch stellenweise angehäufter, schmutziger Schnee lag; doch wehte es wie ein Hauch des Lenzes darüber hin: es war, als sollte jetzt und jetzt eine Lerche schmetternd in die Luft emporsteigen. Aber es blieb Alles still, und die Steinumrisse der „Spinnerin am Kreuz“ blickten ernst durch die beginnende Dämmerung zu mir herüber. Ich kehrte jetzt im Rundgange, an dem schweigenden Friedhof vorbei, durch die Matzleinsdorfer Linie zurück und trat, da es noch immer nicht Theaterzeit war, in ein nahes Kaffeehaus, wo eine Gesellschaft von Pfahlbürgern beim gemüthlichen Tarok saß, während eine Anzahl jüngerer Leute am Billard sich vergnügte. Ich blieb bei meiner Tasse und den Zeitungen bis gegen sieben Uhr sitzen; dann begab ich mich in den kleinen, versteckten Musentempel.

Die Räume waren noch sehr dürftig erhellt, und

eine moderige Kühle schlug mir sammt dem eigenthümlichen Mißduft eines wenig besuchten Theaters entgegen. Die Karte, die ich vorwies, eröffnete mir einen Sitz in der letzten Reihe; er war so eng und unbequem, daß ich kaum Platz finden konnte. Nach und nach durchdrang mein Auge die herrschende Dunkelheit und nahm den abgeschabten Bühnenvorhang wahr, auf dem eine Lyra sammt anderen Attributen der dramatischen Kunst zu sehen war. Endlich wurde der Kronleuchter angezündet und verbreitete einiges Licht, so daß ich doch auch die übrigen Besucher unterscheiden konnte, die sich nunmehr rasch nach einander, einzeln und in Gruppen, eingefunden hatten. Die Meisten waren auf den ersten Blick als Bühnenangehörige und solche, die es werden wollten, zu erkennen. Man sah untergeordnete Mitglieder, männliche und weibliche, der Vorstadttheater; aber auch an „Hofschauspielern" fehlte es nicht, welche in der Regel Aufwärter und Bediente darstellten, oder auch blos bei der Comparserie beschäftigt waren. Sie saßen ganz vorne in den ersten Reihen und strichen sich, genial die Häupter zurückbiegend, das Haar zurecht, während

die betreffenden Damen riesige Fächer aufklappten. In den wenigen Logen befand sich ein höchst seltsames Publikum. Man wußte nicht, was man aus den Leuten machen sollte, die sich, theils wunderlich herausgeputzt, theils in vernachlässigten Hausanzügen an den Brüstungen zeigten. In der Loge, welche sich der Bühne zunächst befand, hatte eine ganze Familie Platz genommen; der jüngste Sprößling, etwa sechs Jahre alt, kramte begehrlich in einer großen Zuckerdüte, die man ihm beim Eintritt gereicht haben mochte: es waren gewiß Alle nähere Bekannte der Debütantin.

Nun begann auch schon das lückenhafte Orchester eine schwindsüchtige Ouvertüre; die Bühnenklingel ertönte, die Lyra rollte sich mit dem Vorhang in sich selbst zusammen — und Hanna Kennedy, eine kleine dicke Person, begann den armen Ritter Paulet kreischend herunter zu kanzeln. Aber da kam auch sie — Maria Stuart, im Schleier, ein Cruzifix in der Hand. Ich gestehe, daß ich überrascht war, so schön, so ganz ihrer Rolle angemessen sah Nina aus. Sie hatte sich möglichst schlank gemacht; die Sammethaube, der historische Kragen hoben ihr

schimmerndes Antlitz hervor, welches sie so trefflich herzurichten gewußt, daß es fast dem ihrer Jugend gleich kam. Und sie sprach auch, abgesehen von der gewiß angelernten Unart, die Consonanten zu brechen, und die Vokale zu dehnen, ganz gut, wußte sich in den vorgeschriebenen Resignationston mit entsprechendem Augenaufschlag vollständig hineinzufinden. Dabei keine Spur von Befangenheit: vielmehr, wenn auch noch keine Routine, so doch eine gewisse familiäre Vertrautheit mit den Bühnenbrettern, als habe sie sich Zeit ihres Lebens darauf bewegt. Nur darin zeigte sie sich noch als Neuling, daß sie ihrem Mortimer gegenüber nur mühsam das Lachen verbeißen konnte. Dieser unglückliche Schwärmer wurde gleichfalls von einem Anfänger, einem hageren Jüngling mit auffallend kurzem Oberleib und dementsprechend langen, nach auswärts gedrehten Beinen dargestellt, welcher mit jedem Worte, jeder Geberde den damals so gefeierten Joseph Wagner copirte, und schließlich mit aller Gewalt durch eine blos gemalte Dekorationsthür abgehen wollte. Als der Vorhang fiel, wurde Fräulein Ninoni stürmisch gerufen: nicht mit Unrecht, denn

für ein erstes Auftreten hatte sie wirklich ganz ausgezeichnet gespielt. Sie erschien dreimal an der Rampe, von dem alten Löwen, der nicht wieder zu erkennen war, im Triumphe hinaus geführt.

Der zweite Akt, in welchem sie nicht auftrat, verlief sehr eintönig. Denn die übrigen Rollen waren mit Schauspielern vom Handwerk besetzt, die hier gegen ein „Weniges“ aushalfen und ihre Aufgaben mehr oder minder erträglich durchführten.

Nun kam der dritte Akt und mit ihm der Höhepunkt des Stückes. Ich war neugierig, wie sich Nina bei der leidenschaftlichen Begegnung der beiden Königinnen bewähren würde. Wenn ich an ihre einstigen Zornausbrüche (allerdings im berauschten Zustande) dachte, an das maßlos heftige Wesen, das sie dabei hervorkehrte: so ließ sich jetzt eine packende und überzeugende Darstellung erwarten. Aber seltsam: gerade dieser affektvollen Scene schien sie nicht gewachsen zu sein. Sie tobte zwar, überschrie sich zum Schlusse: dennoch hatte ihr Spiel etwas Falsches, Dünnes, Eingelerntes. Sie konnte sich offenbar in die Empfindung des ins Innerste getroffenen Weibes nicht finden und tastete mit Worten

und Geberden unsicher vor sich hin. Jetzt erkannte man, daß ihr die Rolle wirklich nicht lag: den ruhigen, kalten, giftigen Haß der Elisabeth hätte sie gewiß besser zum Ausdruck gebracht. Dennoch erhielt sie ungeheuren Beifall, in welchen sogar ein junger, über Nacht berühmt gewordener Charakterdarsteller des Burgtheaters mit einstimmte. Er war plötzlich in einer bis jetzt leeren Loge aufgetaucht, und indem er den interessanten Kopf mit dem schlichten, straffen Haar wohlwollend vorstreckte, bewegte er leicht die Fingerspitzen gegen einander. Doch ebenso plötzlich verschwand er wieder. Er hatte sich offenbar auf dringende und demüthige Bitte des alten Löwen für eine Viertelstunde in das entlegene Theater begeben, um sich die „große Streitscene" anzusehen und sein Urtheil abzugeben.

Auch ich hatte nunmehr genug und verließ den engen Raum, wo es nachgerade schon unerträglich heiß geworden war. Wozu hätte ich mir auch noch die berufene „Abschiedsscene" auferlegen sollen? Hatte ich doch bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß die Debütantin nicht ohne Talent war. Ganz gewiß: sie besaß genau so viel Talent, wie Hunderte

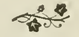
neben ihr: sie konnte getrost Alles spielen, was man ihr zu spielen gab: Maria Stuart und Deborah, Iphigenie und die Waise von Lowood, Adelheid im Götz und die Cameliendame — ja selbst, wenn es gerade noth that, auch die „Nandl“ im „Versprechen hinter'm Herd“. Es handelte sich also nur mehr um ein Engagement — und das würde sie schon finden: sie hatte ja einen Gönner und Förderer. Wie es mit dem „Nimbus“ aussehen werde, den sie sich zulegen wollte, mochte freilich dahingestellt bleiben. Indeß, auch der konnte sich ja noch einstellen . . . . .

So dachte ich, während ich jetzt durch die abendlich belebten Gassen schritt, um mein gewohntes schlichtes Gasthaus aufzusuchen, wo ich dann, einsam wie immer, bei einem Glase Bier weiter über Kunst und Künstler nachsann.

*　　*
*

Schon in den nächsten Tagen meldeten einige Zeitungen, daß Fräulein Ninon Ninoni in Folge ihres glänzenden Debüts als Maria Stuart einen sehr vortheilhaften Antrag von Seiten des Stadt=

theaters zu O . . . erhalten und angenommen habe. Die Laufbahn war also eröffnet — und schien schon ein Jahr darauf mit einem Engagement an einer kleinsten deutschen Hofbühne — ich hatte von dieser Thatsache durch ein obscures Theaterblättchen, das mir ganz zufällig in die Hand kam, Kunde erhalten — auch abgeschlossen zu sein. Denn seither war und blieb Nina — für mich wenigstens — verschollen.



III.

Die Bahnstation P... in Steiermark ist ein Kreuzungspunkt vieler nach allen Richtungen verkehrender Züge, und die meisten Reisenden sind gehalten, dort umzusteigen, oder auf spätere Weiterbeförderung zu warten. Daher bietet auch der Bahnhof stets ein sehr belebtes und bewegtes Bild dar, so daß die Bewohner des angrenzenden Städtchens kein besseres Vergnügen kennen, als das ab- und zuströmende Gewimmel in Augenschein zu nehmen und sich an den verschiedenartigen Erscheinungen und Trachten zu ergötzen, wobei ihnen während der schönen Jahreszeit der weitläufige Restaurationsgarten, der einen bequemen Ausblick auf den Perron gewährt, sehr zu Statten kommt.

An einem heißen Augustabend des Jahres 187* war auch ich mit dem Wiener Zuge in dieser Station eingetroffen und ausgestiegen. Zwei Stunden

Wartezeit standen mir jetzt bevor, und leiblicher Erquickung bedürftig, trat ich in den Garten, den ich aber so dicht besetzt fand, daß ich mich umsonst nach einem Plätzchen umsah, wo ich mich hätte niederlassen können. Endlich, ganz im Hintergrund, gewahrte ich einen einigermaßen freien Tisch; das heißt, ein Mann, der mir den Rücken zukehrte, saß daran: die übrigen Stühle waren, so wie ein Theil der Tischplatte, bedeckt und beladen mit allerlei Plaids, Ueberwürfen und Handgepäck. Immerhin konnte ich zur Noth noch unterkommen. Ich näherte mich daher und fragte sehr höflich, ob es erlaubt wäre? Der Mann hob den Kopf, sah mich an — ich ihn, und nachdem wir uns eine Weile gegenseitig angestarrt, riefen wir Beide wie aus einem Munde: „Sie sind es — Sie!"

Ja, er war es, mein berühmter — oder eigentlich berühmt gewesener College Z., den ich nun schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen hatte. Aber mein Gott, wie hatte er sich inzwischen verändert! Wie verfallen, wie hohlwangig sah er aus! Wie hatte sich sein einst so reiches, jetzt schon ergrauendes Haar gelichtet! Und der einst so blühende,

ausdrucksvolle Mund war unedel in's Breite gezogen und fast zahnlos! Nur die großen, eigenthümlich blickenden Augen waren dieselben geblieben. Doch nein. Sie waren von schweren, faltigen Thränensäcken umgeben, und wo früher das helle, reine Feuer der Begeisterung geleuchtet hatte, brannte jetzt eine düstere, unheimliche Gluth — die Gluth der Erschöpfung.

Er hatte, um mir Platz zu machen, einige geleerte Teller und zwei halbvolle Gläser, die auf dem Tische standen, näher an einander geschoben, und merkte jetzt, daß ich ihn forschend betrachtete. „Sie sehen mich an?“ sagte er, indem er mit der hageren Hand über die Stirn fuhr. Ja, ich bin gealtert — vorschnell gealtert. Das literarische Schaffen reibt den Menschen auf, wie kein anderes. Sie zwar sehen vortrefflich aus und haben zugenommen. Freilich sind Sie auch niemals ein rechter Arbeiter gewesen.“

Ich gestehe, daß ich mich einigermaßen beschämt fühlte. Ja, ich mußte es zugeben: ich war niemals ein rechter Arbeiter gewesen. Das heißt, ich war von der Stimmung abhängig und konnte das Meine nur

langsam zu Tage fördern. Er aber vermochte jeden Augenblick zu schaffen: Entwurf und Ausführung fielen ihm in eins zusammen. Was hatte er nicht schon Alles veröffentlicht! Gewiß an die fünfzig Bände. Seinen Ruf verdankte er den ersten Novellen, die er geschrieben. Welch eigenthümliche Kraft und Frische lag darin! Es war, als sei ein neues Morgenroth in der deutschen Literatur angebrochen — als sollte es endlich wieder Tag werden. Ja, diese hellen, farbigen Schöpfungen waren mit nichts bisher Dagewesenem zu vergleichen. Man wollte zwar den Einfluß ausländischer Schriftsteller darin erkennen. Das mochte sein. Aber es ging doch Alles aus dem eigensten Geiste, dem eigensten Herzen des Autors hervor. Vor Allem ein starker und doch keuscher Zug von Sinnlichkeit, der entzückte, ohne zu reizen; der die Nerven nicht aufregte, sondern erquickte und erfrischte. So wurde denn der junge Dichter der Held des Tages. Verleger und Zeitungen rissen sich um ihn: man konnte kein Blatt, kein Blättchen zur Hand nehmen, ohne wenigstens den Nachdruck eines seiner neuesten Erzeugnisse zu finden. Auch in's Französische wurden

sie übersetzt und fanden sogar ihren Weg in die röthlich gelben Hefte der Revue de deux Mondes. Das dauerte nun so eine Zeit. Der Gefeierte hatte sich in eine anmuthig gelegene Provinzstadt zurückgezogen, um ungestört arbeiten zu können: es schien fast unmöglich, den Anforderungen zu genügen. Aber er wollte ihnen genügen, und so kam es endlich, daß seine Leistungen der Welt nicht mehr genügten. Was früher entzückte, muthete jetzt, so wurde behauptet, wie Manier an. Das war ja immer dieselbe Liebesgeschichte: derselbe schwache, willenlose, sich im Staube windende Mann — und dasselbe rücksichtslose, grausame, brutale Weib. Und die „gesunde" Sinnlichkeit bekam bereits, wie es hieß, den Beigeschmack krankhafter Zersetzung. Inzwischen hatte er, zum ersten Male, einen umfangreichen Roman geschrieben, den ein großes Blatt mit Hinblick auf seinen Namen sofort unbesehen erwarb. Als man aber das Manuscript durchging, sprach aus dem Werke eine solche seelische Verwilderung, daß man es sofort zurücksendete, wobei man sogar, um weitere unliebsame Verhandlungen zu vermeiden, das bereits ausgezahlte, sehr beträchtliche Honorar

im Stiche ließ. Aufs Aeußerste erbittert, suchte der gekränkte Dichter eine Polemik zu eröffnen: aber man erwiderte nicht, und als er sich hierauf in den ungemessensten Ausdrücken erging, schüttelte man allseits die Köpfe und begann achselzuckend von Selbstvergötterung und Größenwahn zu sprechen. Um diese Zeit wollte er es auch bei den Bühnen versuchen, und versendete ein sociales Drama um das andere. Man hatte jedoch damals noch keine Ahnung von dem später hereinbrechenden Naturalismus; die Direktoren fanden die Stücke roh und gewaltsam, und gaben zwar achtungsvolle, aber ablehnende Bescheide. Nur einige wenige Theater, welche in Deutschland nach dem Rufe geistiger Führerschaft strebten, griffen darnach, wie nach allem Neuen und Seltsamen, indem sie hofften, daß von ihren kleinen Kunststätten sensationelle Welterfolge ausgehen würden. Man zog den Autor in Person an den Ort der Aufführungen, wo sein Erscheinen jedesmal einem Triumphzuge glich. Aber die Erfolge blieben aus, oder schlugen in das Gegentheil um, und alle wohlwollenden oder bezahlten Zeitungsberichte konnten diese Thatsache nicht beschönigen

oder gar vertuschen. So gerieth der viel und rasch schreibende Mann zuletzt auch in Geldverlegenheiten und mußte sich im Kampfe ums Dasein dadurch aufrecht erhalten, daß er für obscure Blätter und zweideutige Verleger schrieb, die mit pikanter Waare spekulirten. Aber obgleich nun seine Bücher unter vielverheißenden Titeln und lockenden Umschlagbildern in die Welt gesetzt wurden: sie zogen doch nicht so recht und wanderten stoßweise in die Magazine der Antiquare, von welchen sie zu Spottpreisen angekündigt wurden, während der Autor, der nunmehr ein unstätes Wanderleben führte, mehr und mehr in Vergessenheit gerieth ....

„Ja," sagte er jetzt, „das Leben hat mir arg mitgespielt; aber gebrochen hat es mich noch lange nicht. Ich werde vielmehr" — er fuhr wieder mit der Hand über die Stirn — „meinen Feinden zu Trotz, einen ungeahnten, großartigen Aufschwung nehmen. Sie haben doch wohl schon von Zola gehört?"

Ich bejahte.

„Dann werden Sie auch wissen, daß dieser Franzose — an der Seine ist man eben, ungeachtet

aller Niederlagen, noch stets und immer weit voran — eine Serie von Romanen plant, die er experimentale nennt, und worin er, gewissermaßen naturgeschichtlich, die Lebensläufe einer Familie in allen ihren Verzweigungen auf dem Boden des zweiten Kaiserreiches darstellen will. Eine geniale Idee! Aber ich werde sie überbieten, indem ich in einer Folge von Romanen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit darstelle. Jeder dieser Romane soll zu einer anderen Zeit, in einem anderen Lande spielen. Eine Riesenarbeit! Aber ich werde sie bewältigen. Freilich sind dazu umfassende Studien und vielfache Autopsie nothwendig; vor allem aber vollständigste Muße und Unabhängigkeit. Daher denke ich auch vorerst an ein anderes großes literarisches Unternehmen, das mich zum reichen Manne machen wird."

Ich sah ihn fragend an.

„Ich werde nämlich," fuhr er nach einem langen Athemzuge fort, „ich werde nämlich eine periodische Zeitschrift gründen, welche den Titel: Internationale Revue führen soll. Dieser Titel sagt Alles. Ich will einen Sammel- und Kampfplatz für die hervorragendsten Autoren aller Nationen schaffen und der

deutschen Lesewelt ihre neuesten Arbeiten in mustergiltigen Uebersetzungen bieten. Sie müssen gestehen, daß ich damit einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen komme und Etwas in seiner Art Einziges ins Leben rufe: ein großartiges Spiegelbild der gesammten Literatur der Gegenwart."

Er hielt wie erschöpft inne; ich aber erwiderte fürs Erste nichts. Denn ich konnte seiner Ansicht nicht beipflichten. Eine solche Nebeneinanderstellung der verschiedenartigsten Geistesprodukte schien mir sehr geeignet, das mangelhafte Urtheil des Publikums vollends zu verwirren, und überdies die ohnehin stets bereite Nachahmungssucht der deutschen Schriftsteller nur noch mehr anzuspornen. Aber meine Meinung brauchte ja nicht gerade die richtigste, jedenfalls aber keine maßgebende zu sein. Nach einer Pause erwiderte ich daher blos: „Und wo werden Sie diese Revue erscheinen lassen?"

„Wo? In Wien, wohin ich eben jetzt reise."

Ich konnte wieder nicht zustimmen. Denn Wien erschien mir durchaus nicht der geeignete Ort, und trotz meiner Gepflogenheit, nur dann Rath zu ertheilen, wenn ich darum angegangen werde, konnte

ich mich in diesem Falle doch nicht enthalten, zu fragen: „Warum nicht lieber in Berlin?“

Er erhob hastig abwehrend die Hand. „Verschonen Sie mich mit Berlin! Dort herrscht jetzt die trunkene Nüchternheit. Ueberdies hat der deutsche Arm den deutschen Geist erschlagen. Und dann: das Verhältniß zu Frankreich! Ich bin doch fürs Erste hauptsächlich auf die Schriftsteller jenseits des Rheins angewiesen; keiner von ihnen würde mir Etwas zur Verfügung stellen wollen, wenn ich meinen Sitz in Berlin aufschlüge. Anfänglich dachte ich an Leipzig oder Stuttgart, an eine oder die andere der dortigen großen Verlagsfirmen. Aber man schüttelte die Köpfe. Es sind doch nur Kleinkrämer den Hachette, Michel Lévy — und anderen französischen Editeuren gegenüber. So habe ich denn Wien gewählt, wo man noch einigen Schwung des Geistes und des Herzens besitzt. Auch ist mir von dort aus ein Verleger auf halbem Wege entgegen gekommen.“ Er nannte den Namen. „Sie kennen ihn doch?“

Ich kannte den Mann. Derselbe hatte allerdings in seinem nicht großen Geschäfte bisher eine

Rührigkeit gezeigt, die sich vortheilhaft von der starren Trägheit des älteren Wiener Buchhandels unterschied. Ob er aber einem solchen Unternehmen, das ein bedeutendes Anlage- und Betriebskapital erforderte, gewachsen war, konnte zweifelhaft erscheinen. Da aber meine Bedenken auf Z. gewiß keinen Eindruck gemacht haben würden, und es doch immerhin im Bereiche der Möglichkeit lag, daß sich seine Hoffnungen in dieser Hinsicht erfüllten, so sagte ich ganz aufrichtig: „Nun, ich wünsche Ihnen vom Herzen den besten Erfolg."

„Ich danke Ihnen!" erwiderte er lebhaft. „Freilich," fuhr er, den Kopf senkend, nachdenklich fort, „freilich wird das Alles ungeheuere Anstrengungen erfordern. Welch ein Aufwand an Zeit, Mühe und Sorge jeglicher Art! Aber zum Glück steht mir eine sehr energische, unternehmende und widerstandsfähige Kraft zur Seite. Meine Frau."

„Ihre Frau? Sind Sie denn verheirathet?"

„Das wissen Sie nicht? Nun ja, ich bin in meinem Vaterlande so gut wie verschollen — und Niemand kümmert sich mehr um mich. In Frank-

reich ist die Nachricht durch alle Blätter gegangen. Sie werden übrigens meine Frau gleich sehen. Sie hat sich nur entfernt, um einige Weisungen unseres Gepäckes wegen zu ertheilen, das begreiflicher Weise etwas umfangreich ist. — Aber da kommt sie ja schon!"

Ich blickte nach der angezeigten Richtung und gewahrte eine stattliche Dame, die sich in höchst auffallender Tracht zwischen den Reihen der dicht besetzten Tische, und von allen Seiten mit Blicken verfolgt, auf uns zubewegte. Wie? Oder trügte mich mein Auge? Das war ja — — beim Himmel, es war Nina!

Nun stand sie vor uns in einem breiten, mit Federn geschmückten Rembrandthute, in einem roth gemusterten, fast ärmellosen Seidenkleide, um die entblößten vollen Schultern ein leichtes weißes Mäntelchen geworfen.

Sie hatte mich schon aus der Entfernung forschend angesehen, und ich konnte bemerken, daß sie mich nicht gleich erkannte. Als dies aber jetzt geschah, malte sich in ihren Zügen keineswegs freudige Ueberraschung.

Ihr Gatte mußte unser beiderseitiges Befremden wahrnehmen, und er rief auch sofort: „Sieh' da! Ich glaube, Ihr kennt Euch —“

„Ja, wir kennen uns,“ antwortete Nina, die sich rasch gefaßt hatte, mit kalter Unbefangenheit. „Wir sind sogar sehr alte Bekannte, die aber im Leben äußerst selten zusammengetroffen sind. Wann war es doch zum letzten Mal? Ich glaube, gerade in der Zeit, da ich zum Theater ging.

„Ja, es war damals,“ erwiderte ich. „Und Sie sind also —?“

„Nein,“ fiel Z. rasch, wie triumphirend ein, „nein, meine Niniche ist Gott sei Dank nicht mehr beim Theater. Ich habe sie von der Bühne weg geheirathet. Nicht wahr, Engel? Was hättest Du auch mit Deinem so einzigen Talente, ungenügend und unpassend beschäftigt, dort anfangen sollen? Die dramatische Kunst hättest Du doch vom Untergange nicht retten können.“ Er hatte bei diesen Worten liebkosend ihren weißen, runden Arm ergriffen, an welchem ein breites Armband von zweifelhafter Echtheit schimmerte.

Sie entzog sich ihm mit einem unwilligen Rucke,

ließ sich halb am Tische nieder und leerte die Neige eines Glases. „Nun ja; aber es tauchen doch jetzt wieder ganz interessante Stücke auf. Arria und Messalina — und dann die Nora von diesem Schweden oder Norweger —“

„Ah pah!“ erwiderte er geringschätzig. „Nachzüglerarbeit — vorübergehende Erscheinungen. Glaube mir, die Literatur ist dem Drama entwachsen, und nur im Roman, im großen naturgeschichtlichen Roman —“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Nina ungeduldig. „Aber es ist Zeit, daß wir uns fertig machen. Der Zug wird gleich da sein.“ Und sie rief, ein abgegriffenes Portemonnaie aus der Tasche ziehend, den eben vorüberhastenden Kellner an, um die Rechnung zu begleichen.

In der That vernahm man schon fernes Brausen, und ein Schaffner schrie in den Garten hinein: „Zug nach Wien!“

„Also jetzt rasch, rasch,“ rief sie, eine Hutschachtel ergreifend, während ihr Mann sich anschickte, alles Uebrige aufzuraffen und sich damit zu beladen.

„Kann ich Ihnen nicht behilflich sein?“ fragte

ich den Keuchenden und nahm ihm ab, was ich neben meiner eigenen schweren Handtasche zu tragen vermochte.

Nina, mit ihrer Hutschachtel, hatte sich bereits voraus durch das entstandene Gewühl gedrängt. Während wir nun folgten, sagte er: „Da sehen Sie sie! Immer voran! O, dieses Weib ist der Halt, die Stütze meines Lebens. Sie wird die Revue durchsetzen und auch ihre erste Mitarbeiterin sein. Sie wissen vielleicht gar nicht, daß sie ein fabelhaftes Sprachentalent besitzt. Im Französischen ist sie bereits Meisterin und hat unlängst eine Causerie von Cherbuliez ins Deutsche übersetzt, die durch viele Blätter die Runde machte und ihr ein höchst schmeichelhaftes Schreiben des Autors eintrug."

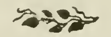
Wir waren nunmehr in der Halle angelangt, wo sich ein Träger anbot; Z. aber wies ihn zurück. „Das erlaubt Ninoche nicht," sagte er stolz lächelnd. „Auch habe ich ja noch Kraft; geben Sie mir jetzt nur die Sachen." Ein Glockensignal ertönte. „Also leben Sie wohl! Aber wohin reisen denn Sie?"

„Ich zweige nach Tirol ab."

„Aha! Sommerfrische. Grüßen Sie mir die

Dolomiten. Und lassen Sie Etwas von sich hören. Adressiren Sie nur nach Wien, der Brief wird mich schon finden. Vielleicht geben Sie der Revue auch einen Beitrag.“ Damit enteilte er, seiner Frau nach, die schon draußen auf dem Perron, ohne sich mehr um mich zu kümmern, mit lauter, scharfer Stimme nach ihm rief.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, und der Zug setzte sich pfeifend und schnaubend in Bewegung. Ich aber kehrte in den Garten zurück, der mittlerweile ziemlich leer geworden war und wo ich endlich zu einem Essen gelangte. Während die Dämmerung jetzt völlig hereinbrach — und auch später bei einer langen nächtlichen Fahrt hatte ich wieder einmal Zeit und Anlaß, einsam wie immer, über Kunst und Künstler nachzusinnen.



IV.

Seitdem war ein Jahr verflossen und ich selbst noch immer nicht nach Wien zurückgekehrt. Allerlei hatte mich fern gehalten, und als mich jetzt doch eine wichtige Angelegenheit zwang, die Stadt an der Donau aufzusuchen, geschah dies mit dem festen Vorsatze, sie so bald wie nur irgend möglich wieder zu verlassen.

Inzwischen war aber die Internationale Revue wirklich erschienen, und zwar unter der Aegide jenes Verlegers, den mir Z. damals namhaft gemacht hatte. An pomphaften Ankündigungen, Prospekten und sonstigen Reclamen war nichts gespart worden: auch eine lange Liste von Mitarbeitern hatte man veröffentlicht: aber schon die ersten Hefte ließen vermuthen, daß sich das Unternehmen nicht würde halten können. Sie brachten — allerdings von namhaften Autoren — unbedeutende Sächelchen:

Novelletten, Skizzen und flüchtige literarische Essays, wie sie jetzt, sich vorwiegend an rein Persönliches haltend, anfingen Mode zu werden. Den größten Raum nahmen sogenannte „Correspondenzen" aus allen Hauptstädten ein, hastig hingeworfene Theater- und Kunstberichte. Kurz: ein Sammelsurium, aus welchem man nichts nur einigermaßen Werthvolles hätte herausgreifen können. Das wurde mir nun gleich bei meinem Eintreffen von allen Seiten bestätigt. Die Zeitschrift werde bald eingehen, hieß es; der Verleger stehe bereits vor dem Konkurse; der Herausgeber befinde sich in Nöthen aller Art. Zudem sei er eigentlich nur dem Namen nach der Leiter, denn nicht blos seine geistige, sondern auch seine physische Kraft sei gebrochen; nur seine Frau, eine begabte Person, ehemalige Schauspielerin, halte das Ganze noch mühsam aufrecht. Dies Alles ließ mir ein Zusammentreffen mit dem armen Z. nicht wünschenswerth erscheinen, und mir bangte vor dem Augenblick, der ein solches unvermeidlich machen könnte.

Aber es dauerte nicht acht Tage, als ich schon eines Morgens durch die Post einen Brief empfing,

der in zwar festen und weitläufigen, aber doch krausen und verworrenen Schriftzügen Folgendes enthielt:

„Lieber alter Freund! Von fremden Leuten mußte ich erfahren, daß Du in Wien bist. Du findest es also nicht der Mühe werth, Deine ältesten Bekannten aufzusuchen. Nun, so richte ich die Bitte an Dich, so bald wie möglich bei uns — oder besser gesagt, bei mir vorzusprechen. Am besten zwischen 11 und 1 Uhr, um welche Zeit Z. sich im Redaktionsbureau befindet. Wir sind also ungestört und können eingehend über eine Angelegenheit verhandeln, welche Dir vertrauensvoll vortragen wird Deine alte Nina." Die Adresse war beigefügt: dann der Nachsatz: „Komm' aber gewiß!"

Was war da zu thun? Ich machte mich also schon am nächsten Vormittage auf den Weg. Die Adresse leitete nach einer neuen Gasse des dritten Bezirkes. Ich stieg vier Treppen hoch und drückte an dem Klingelknopfe der durch den Namen kenntlich gemachten Thür. Eine schlumpige Magd, die mich erst forschend durch ein Lugfensterchen betrachtet hatte, öffnete und sagte, da ich meine Karte übergeben

wollte: „Nicht nothwendig; die Gnädige ist zu Hause.“ Und schon kam mir aus der nächsten Thür Nina halb entgegen und ließ mich in ein geräumiges, aber kahles und unwohnliches Zimmer treten.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist,“ sagte sie, mir die Hand entgegen streckend, welche, wie sie selbst, auffallend schlanker geworden war. „Nimm Platz.“ Sie wies nach einer blauen Ripsgarnitur, welche ziemlich neu, aber auch schon schadhaft aussah, denn von den weißen Porzellanknöpfen der Einfassung waren schon mehrere abgesprungen.

Sie setzte sich nun an meine Seite, und ich wunderte mich, wie vortheilhaft sie aussah. Keine Spur mehr von jenem frivol- und komödiantenhaft vernachlässigten Aeußeren, das sie damals an der Bahn zur Schau getragen hatte: vielmehr war jetzt ihre ganze Erscheinung von einer gewissen Vornehmheit. Ein einfaches, knapp anliegendes dunkles Kleid hob ihren immer noch vollen, aber geschmeidigen Wuchs anmuthig hervor. Das Haar trug sie schlicht gescheitelt und rückwärts in einen dichten Knoten zusammen gewunden. Nicht das geringste Anzeichen des Alterns war in ihrem glatten Gesichte

wahrzunehmen; sie konnte freilich auch erst fünf- oder sechsunddreißig Jahre zählen.

„Also noch einmal meinen Dank," begann sie jetzt rasch, wie geschäftsmäßig. „Für's Erste habe ich Dir Folgendes zu sagen. Es wird außer Dir nur noch sehr wenige Menschen in Wien geben, welche meine Vergangenheit kennen. Ich erwarte von Dir, daß Du mich in dieser Hinsicht nicht bloßstellen wirst."

„Diese Bemerkung ist ganz überflüssig," erwiderte ich. „Du kannst Dir wohl denken —"

„Gewiß, gewiß: ich kenne Dich. Es mußte aber dennoch ausdrücklich betont werden. Nun darfst Du nicht etwa glauben, daß ich mich auf die Heilige hinausspielen und meine Vergangenheit verleugnen will. Das habe ich als gewesene Schauspielerin auch gar nicht nothwendig. Ich möchte nur nicht, weißt Du, daß man das Aergste —"

„Du kannst vollständig beruhigt sein."

„Der Welt wegen, auch mein Mann darf nicht mehr erfahren, als ihm bereits bekannt ist; denn das würde seine Liebe zu mir nur noch steigern."

„Wie? — Aber dagegen hättest Du doch nichts?"

„O ja! Seine Zärtlichkeiten grenzen ohnehin schon an Wahnsinn. Er ist eine durchaus krankhafte Natur, die mir Ekel einflößt — seit jeher Ekel eingeflößt hat."

„Aber wie konntest Du ihn dann —"

„Heirathen, meinst Du? Nun, ich wollte 'mal auch das probiren. Es war ein dummer Streich; hoffentlich mein erster und letzter. Und dann: ich hatte das Komödiespielen schon satt. An größeren Bühnen konnt' ich kein Engagement finden — und sich beständig auf kleinen Bühnen herumzuschlagen, ist ein trostloses Vergnügen. Und nun gar da draußen im Reich, wo die Leute unglaublich geschmacklos sind. Ein Publikum aus Pappendeckel, sage ich Dir, innen dick mit Sittlichkeit ausgefüttert, und außen mit einem gleichmäßigen Bildungslack überzogen. Man kann nach keiner Seite hin Eindruck machen. Dazu das Repertoire! Goethe und Schiller, Schiller und Goethe; dazwischen Roderich Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer, hin und wieder auch ein unglücklicher neuer Classiker wie Paul Heyse — es war zum Auswachsen. Da kam e r nach D . . ., wo ich eben engagirt war. Er hatte

nach langem Hin- und Herschreiben endlich unseren ledernen Intendanten bewogen, eines seiner Stücke zu bringen, mit welchen er das deutsche Drama regeneriren wollte. Tolles Zeug; aber es imponirte uns allen — am meisten mir: denn es war doch wenigstens nichts Alltägliches. Zudem war er ein berühmter Mann — oder schien es wenigstens zu sein. Die kleine Stadt war bei seinem Erscheinen in Aufruhr; die Aufführung war ein bevorstehendes Ereigniß: man sprach von nichts Anderem. Mir war die weibliche Hauptrolle zugedacht — und während er sie mir einstudirte, verliebte er sich in mich. Wir setzten Beide große Erwartungen in den Erfolg — der aber nur in eine allgemeine Entrüstung ausschlug. Am meisten entrüstet aber waren wir — und in dieser Stimmung war es ihm um so leichter, mich zum Austritt zu bestimmen, da mein Kontrakt ohnehin zu Ende ging. Aber wir sollten als Mann und Frau auf seine Stücke reisen, die er immer noch durchzusetzen hoffte; er wollte nebenbei öffentliche Vorlesungen halten. Auf große Theater war nicht zu rechnen: sie sollten aber von den kleinen, bei denen wir jetzt die Runde machten,

nachgezogen werden. So gelangten wir sogar bis nach Temesvar — wo wir glücklich ausgepfiffen wurden. Nun gab er es auf, der Messias des Dramas zu werden, was zu glauben — ich will es gestehen — ich anfangs selbst dumm genug gewesen. Nun aber redete er sich ein, er müsse den Roman der Zukunft schreiben, entwarf die ungeheuerlichsten Pläne — aber Du hast es ja damals selbst gehört."

Wie wahr, wie zutreffend war das Alles! Und doch, wie tief verletzte es mich, daß gerade sie es aussprach. Sie hätte trotzdem noch immer einige Achtung für seine geistigen Anstrengungen — zum mindesten Mitleid mit ihm fühlen sollen.

„Du bist grausam," sagte ich. „Diese Art von Deinem Manne zu sprechen hat etwas Empörendes. Mag er nun sein, wie er wolle: er war ein großes, ein einziges Talent, ein bedeutend angelegter Mensch — und der Himmel weiß, auf welche Art —"

„Auf welche Art?" unterbrach sie mich. „Durch ausschweifendes Leben und Ueberarbeitung. Bedeutend angelegt, sagst Du? Nein, mein Lieber, er ist ein durch und durch verlogener Kerl, der sich nicht eingestehen will, daß er fertig ist — ganz fertig."

Ich wollte erwidern, aber ich vermochte es nicht: ich war wie erstarrt. Dieses Weib warf dem Aermsten ausschweifendes Leben und Verlogenheit vor!

„Darum hat er auch die Revue gegründet, wo er Andere für sich arbeiten lassen kann. Es war der Instinkt der Selbsterhaltung, der ihn dazu trieb. Somit lag einige Vernunft in der Sache, und wenn ich mich ihrer annahm, konnte sie vielleicht soweit rentiren, daß sie uns das Leben sicherte. Wir standen ja bereits vor dem Nichts. Und da wäre ich nun eigentlich bei dem Hauptpunkte unserer Unterredung angelangt.“

Sie lehnte sich einen Augenblick schweigend zurück, dann fuhr sie fort: „Du wirst wohl schon vernommen haben, daß das Unternehmen, eigentlich erst im Entstehen begriffen, auch schon dem Zusammenbruche nahe ist. Ganz so schlimm aber, wie es den Anschein hat, stehen die Dinge doch nicht. Die Idee halte ich noch immer für eine glückliche. Sie lag gewissermaßen in der Luft, und wenn wir sie, kaum erfaßt, wieder fallen lassen müssen, dann wird sie von stärkerer Hand neuerdings aufgegriffen werden.

Und darum handelt es sich. Wir haben ohne alle Geldmittel begonnen, blos auf einen windigen Schlucker von Verleger gestützt. Wir konnten keinen rechten Vertrieb zu Stande bringen, konnten keine verlockenden Honorare bieten und mußten uns sozusagen mit Abfällen begnügen. Das könnte ganz anders werden, wenn uns eine beträchtliche Geldsumme — etwa dreißig bis vierzig Tausend zur Verfügung gestellt würden. Diese Summe aber sollst Du uns schaffen."

„Ich!?"

„Ja, Du. Denn Du besitzest, wie ich erfahren habe, ausgebreitete Bekanntschaften, vornehme Gönner und Freunde: darunter auch einige aus den hohen Finanzkreisen. Es müßte Dir also bei einigem guten Willen gar nicht schwer werden, die Leute zu bestimmen, uns ein Betriebskapital vorzuschießen, das ihnen ja verzinst werden kann; auch Du hättest dann einen Antheil an dem voraussichtlichen Gewinn zu erwarten."

Ich hatte mich inzwischen von meinem unangenehmen Erstaunen einigermaßen erholt und nunmehr auch ganz gefaßt.

„Nein,“ sagte ich entschieden, „das geht durchaus nicht an. Erstens bist Du über die Stellung, die ich in der Gesellschaft einnehme — oder einzunehmen scheine, übel berichtet. Vor allem aber überschätzest Du weit den Einfluß, den ich auf gewisse Persönlichkeiten nehmen könnte. Und selbst wenn ich —“

„Ich verstehe,“ unterbrach sie mich, die Brauen in böse Falten ziehend. „Du traust uns nicht zu, daß wir trotzdem die Sache in Schwung bringen könnten. Und was Z. betrifft, so hast Du ja vollkommen Recht. Auch will ich Dir zugestehen, daß ich selbst, obgleich ich im Laufe der Zeit mehr Einblick in solche Dinge gewonnen habe, als Du Dir vorstellst — daß ich selbst, sage ich, der Leitung nicht gewachsen wäre. Aber wir haben einen jungen Mann kennen gelernt, einen Russen — oder eigentlich Polen, der als Correspondent mehrerer ausländischer Blätter seit kurzem hier lebt. Ein höchst begabter Mensch, der alle Sprachen spricht und schreibt und bei seinen fast über die ganze Welt verbreiteten Beziehungen wie geschaffen erscheint, an die Spitze der Revue zu treten. Jedenfalls bitte ich Dich, eh' Du

entschieden ablehnst, die Angelegenheit mit ihm durchzusprechen. Es wundert mich, daß er noch nicht hier ist; denn ich habe ihn, auf Dein Erscheinen rechnend, gebeten, heute und auch an den nächsten Vormittagen nachzusehen."

In diesem Augenblicke ertönte draußen leicht und sanft die Klingel.

„Da ist er," rief sie, nach der Thür blickend, und ihr Alabastergesicht wurde plötzlich von einem rosigen Schein durchleuchtet. Sie war erröthet.

Und nun erschien auch schon der Erwartete, beim Eintreten aus kleinen schwarzen Augen einen lauernden Blick durch die Thürspalte werfend. Als er mich gewahrte, nahmen seine Züge den Ausdruck würdevollen Ernstes an, der sofort in ein überfreundliches Grinsen überging, als uns Nina jetzt gegenseitig vorstellte. Er war von schlankem, sehr zierlichem Wuchse, und seine zarten Füße standen etwas nach einwärts gerichtet. Mit sorgfältiger, aber fadenscheiniger Eleganz gekleidet, trug er die Rosette irgend eines Ordens im Knopfloch.

„Da haben Sie nun unseren alten Freund, lieber Glensky," sagte Nina. „Setzen Sie ihm den

Kopf zurecht; denn er will von unserem Vorschlage nichts wissen."

Glensky, der sich sachte niedergelassen hatte, rückte an seinem Kneifer und sah mich mit wohlwollendem Lächeln an.

„Nun, ich begreife recht wohl, verehrter Herr," begann er mit weicher, süßlicher Stimme, „daß Sie uns nicht so ohne weiteres Ihre Unterstützung —"

„Die durchaus nicht in meiner Macht steht," unterbrach ich ihn. „Das muß ich auch Ihnen wiederholen. Sie sind noch nicht lange in Wien, kennen also die hiesigen Verhältnisse nicht so genau, wie ich. Meiner Ueberzeugung nach werden Sie hier von keiner Seite Unterstützung finden."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte er, indem er seinen hübschen Kopf traurig beipflichtend senkte; „es ist noch sehr viel Phäakenthum im Lande. Ich gestehe, daß mir selbst Zweifel gekommen waren. Ich betrachte daher Ihre Ablehnung als einen Wink des Schicksals. Ueberdies habe ich heute Morgen eine Nachricht erhalten, welche mich hoffen läßt, das Unternehmen auf einen anderen Boden verpflanzen zu können."

Nina sah ihn überrascht an.

„Ja, meine Gnädige," fuhr er ehrfurchtsvoll gegen sie gewendet fort, „ich habe eine ganz außerordentliche Nachricht erhalten, die ich Ihnen später mittheilen werde. Ich war schon seit längerem darauf vorbereitet und habe ihr mit Spannung entgegen gesehen. Da aber die Sache denn doch noch im Ungewissen schwebte, so habe ich selbst Ihnen gegenüber nichts davon erwähnt."

Ich sah nach meiner Uhr. „Die Zeit drängt mich," sagte ich, mich erhebend. „Und da ich nunmehr ohnehin überflüssig geworden bin, so werde ich mich empfehlen."

„Du bleibst doch jetzt in Wien?" fragte Nina, die in sichtlicher Aufregung und offenbar froh war, daß ich aufbrach.

„Nein, im Gegentheil. Ich reise schon in den nächsten Tagen wieder ab."

„Da sieht man Dich wohl kaum mehr?"

„Die Zeit dürfte es nicht gestatten. Am besten also, ich nehme gleich Abschied, und bitte auch, Deinem Gemahl —"

„Werd' es bestellen. Und was wir da verhandelt haben —"

„Bleibt selbstverständlich Geheimniß."

„Nun, so leb' wohl," sagte sie kurz und reichte mir die Hand hin, die ich, wie die Glensky's, der sie mir angelegentlich entgegenstreckte, drücken mußte.

Ich athmete auf, als sich die Wohnungsthür hinter mir geschlossen hatte, und wie beflügelt eilte ich die Treppe hinunter, im Innersten froh, daß mir der Anblick des armen Z. erspart geblieben. Aber es sollte nicht sein. Denn schon im nächsten Augenblick kam er das erste Stockwerk heraufgekeucht, ein dickes Seidentuch als Schutz gegen die herbstliche Kühle um den Hals gewunden, den Hut tief in die Stirn gedrückt. Er stutzte, als er mich wahrnahm, blieb stehen und blickte mich mit blöden, verglasten Augen an.

„Sie — ah, Sie —" rief er endlich, leicht mit der Zunge anstoßend. „Sie waren bei mir? Haben mich nicht getroffen? Aber doch mit meiner Frau gesprochen?"

Ich bejahte.

„Schön. Kommen Sie doch wieder mit mir

hinauf. Bin etwas früher als sonst frei geworden und bleibe jetzt zu Hause. Sie können mit uns speisen."

„Bedauere sehr, aber — — Ich werde ein andermal —"

„Schön. Aber kommen Sie bald! Ich habe viel mit Ihnen zu sprechen. Ueber meine Revue. Es giebt einige Schwierigkeiten. Aber ich werde sie überwinden! Werde sie überwinden!" Er hatte offenbar keine Ahnung von dem Vorschlag, den mir Nina gemacht.

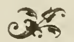
„Ich gratulire."

„Danke. Aber wie es hier zieht auf der Treppe! Vergessen Sie nicht. Kommen Sie bald! Auf Wiedersehen!" Und damit stürmte er, sein Halstuch fester zusammenziehend, die Treppe hinauf — wie seinem Schicksal entgegen.

* * *

Und sein Schicksal vollzog sich auch wenige Wochen nach meiner Abreise. Der Verleger meldete den Konkurs an: die Revue hörte zu erscheinen auf. Nina aber verschwand mit Herrn Glensky: Niemand

wußte, wohin. Sie hatte ihren Gatten krank, hilflos wie ein Kind, nur mit einer nothdürftigen Geldsumme versehen, zurückgelassen. Anfangs versuchte der Unglückselige, sich und Anderen einzureden, die Beiden hätten im Interesse der Revue eine gemeinschaftliche Geschäftsreise gemacht. Aber die entsetzliche Gewißheit, daß ihn seine geliebte Ninoche treulos — und für immer verlassen hatte, drängte sich ihm stets überzeugender auf und brachte endlich das Gehirnleiden, dessen deutliche Anzeichen man schon lange an ihm bemerkt haben wollte, zum Ausbruch. Zur Nachtzeit in Tobsucht verfallend, unternahm er einen Selbstmordversuch, der nicht vollständig gelang. Man brachte ihn in eine Privatheilanstalt, wo er, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, am nächsten Tage verschied. Die Schriftsteller Wiens betheiligten sich sehr zahlreich an seinem Leichenbegängnisse, und ein prachtvoller Lorbeerkranz lag auf dem Sarge. Man ehrte den Tod.



V.

Zu den eigenthümlichsten Künstlernaturen, die mir in meinem Leben begegnet waren, gehörte ein Maler, dessen Name eigentlich erst mit seinem Tode allgemein bekannt geworden ist, obgleich sein Ruhm schon lange vorher im Verborgenen geblüht hatte. Mit seinen Anfängen noch in die ältere Wiener Schule zurückreichend, war dieser „große Kleinmaler", wie man ihn zuletzt nannte, als junger Mann durch widrige Lebensumstände aus seiner Laufbahn gedrängt worden, und als er sie später wieder ergriff, hatte er mit großen Schwierigkeiten, inneren sowohl wie äußeren zu kämpfen: man wollte ihn eben längere Zeit hindurch nicht mehr für voll anerkennen. Während des raschen wirthschaftlichen Aufschwunges jedoch, welcher in dem sogenannten „Krach" endigte, wurden auch seine Bilder in Betracht gezogen, und wenn sie auch damals nicht gerade in die „Mode"

kamen, so trachtete doch jeder feinere, oder für fein gelten wollende Kenner und Kunstfreund ein solches Cabinetsstück zu erwerben, in Folge dessen sich der in stiller Zurückgezogenheit lebende Künstler plötzlich mit Aufträgen überschüttet fand. Da er aber gewohnt war, bedächtig aus seinem Inneren heraus zu schaffen, so konnte oder wollte er nur den wenigsten dieser Anforderungen gerecht werden, und sah sich bald wieder bei Seite liegen gelassen und allmälig in seine frühere Verborgenheit zurücksinken.

Er bewohnte in einer entlegenen Vorstadt ein kleines Haus, das gegenwärtig verschwunden ist; ein wenig gepflegtes Gärtchen stieß daran, und das schmucklose, um nicht zu sagen dürftige Atelier bildete einen schroffen Gegensatz zu den stylvollen, mit Kunstschätzen aller Art ausgestatteten Prachträumen, in welchen gleichzeitige Meister ihre sensationellen Bilder zu Tage förderten. Und doch gingen aus dieser schlichten Behausung jene echten Perlen der Malerkunst hervor, die jetzt von ihren Besitzern als intimste Schätze gehütet werden und an welchen reiche Sammler jeden Pinselstrich mit Gold aufwiegen.

Mit zunehmenden Jahren hatte er zu kränkeln angefangen und verbrachte daher den Winter meistens im Süden; auch Paris besuchte er hin und wieder, wo er dann stets eine Zeit lang verweilte. Den Sommer aber pflegte er regelmäßig in Wien zuzubringen, das er mit der treuen Anhänglichkeit eines alten Eingeborenen liebte und wo er, vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Dunkelheit thätig, die in der Ferne gewonnenen Studien und Entwürfe ausführte. Dann besuchte ich ihn zuweilen; denn obgleich ich mit ihm nicht eigentlich befreundet war, so gehörte ich doch zu den Wenigen, mit welchen er nicht ungern verkehrte.

Eines Tages — es war im Juni und die Rosen seines Gartens standen schon in der Blüthe — hatte ich mich wieder zu ihm begeben. Er war gerade aus Paris eingetroffen und hatte mir nun Vieles von der Weltstadt an der Seine zu erzählen. Vor Allem besprach er die dortigen neuen Kunstströmungen, die ihn begreiflicherweise sehr interessirten; nebenbei aber auch das gesellschaftliche Leben, die Umtriebe der politischen Parteien und das Gehaben der Anarchisten. Schließlich reichte er mir

einen großen Pack Photographien, die er mitgebracht hatte, zur Durchsicht hin. Es war ein buntes, reichhaltiges Durcheinander: Ansichten öffentlicher Gebäude und Plätze, Porträts berühmter oder berüchtigter Persönlichkeiten; darunter auch die beiden jüngsten Todten: Prinz Lou-Lou und der Ex-Dictator Gambetta. Aufnahmen von modernsten Bildern waren gleichfalls zu sehen. Eines davon stellte ein kostbares, äußerst raffinirt zusammengestelltes Interieur dar, in dessen Hintergrund eine ganz weiß gekleidete Dame gleichsam an die Wand gedrückt stand, während sich die endlose Schleppe ihres Kleides, nach vorwärts gewendet, über den ganzen Boden hinweg dem Beschauer entgegenstreckte. Die weibliche Gestalt frappirte mich, und nachdem ich sie durch eine bereit gelegte große Lupe aufmerksam betrachtet hatte, rief ich aus: „Seh' ich recht? Das ist ja —"

„Kennen Sie die auch?" fragte der Maler lächelnd.

„Das heißt, ich glaube sie zu kennen. Ist es nicht die ehemalige Frau des armen Z.?"

„Wer ist Z.?"

Er hatte den Schriften des Verstorbenen wohl niemals Aufmerksamkeit geschenkt, und ich suchte ihn jetzt aufzuklären.

„Ach ja,“ sagte er, „nun entsinne ich mich. Ob sie aber seine Frau war, könnte ich trotzdem nicht sagen. Jetzt ist sie — oder gilt sie wenigstens für die Frau eines gewissen Glensky, der in Paris ein großes Zeitungsunternehmen betreibt: eine Art Weltcorrespondenz und Uebersetzungsbüreau.“

„Also doch!“

„Sie leben auf sehr großem Fuße und halten offenes Haus. In ihrem Salon wimmelt eine foule von Menschen durcheinander. Streber von allen Farben und Abzeichen: Künstler und Schriftsteller, Deputirte und finanzielle Roturiers, wie sie der Tag hebt und stürzt. Mich hat einmal ein junger Maler dorthin mitgenommen; man kann kommen und gehen nach Belieben — und bei den Diners und Soupers soll der Champagner in Strömen fließen. Uebrigens glaube ich nicht, daß das literarische Unternehmen, so weitläufig es angelegt sein mag, die Kosten deckt. Ich halte vielmehr diesen Herrn Glensky für einen Agenten Rußlands —

oder gerade herausgesagt, für einen politischen Spion."

„Das wäre wohl möglich," sagte ich. „Nun, und sie?"

„Ist ganz dazu angethan, um ihn als Weib zu unterstützen. Im Uebrigen ist sie eine ‚lionne', der von allen Seiten gehuldigt wird. Es ist auch schon, wie das in Frankreich nicht anders geht, ihretwegen zu einem Duell gekommen — zwischen zwei Anbetern natürlich. Sie hat den Leuten seit jeher die Köpfe verrückt."

„Kannten Sie sie denn schon früher?"

„Freilich. Sie war ja in ihrer ersten, ganz verwahrlosten Jugend die Geliebte eines meiner Collegen, der unlängst in sehr dürftigen Verhältnissen gestorben ist. Das war ein äußerst sentimentaler Mensch, der in ihr ein Opfer der menschlichen Gesellschaft sah und die arme Gefallene zu erheben trachtete, indem er sie heirathen wollte. Aber sie trieb nur ihr Unwesen mit ihm, quälte ihn bei Tag — und lief Nachts in die Kasernen."

„Dort habe ich sie kennen gelernt."

„Wie? Sie kannten sie auch schon damals?"

„Gewiß: wir kannten sie Alle.“

„Mir wollte sie gleichfalls auf die Bude rücken: Aber Sie wissen, daß ich zu meinen Bildern keine weiblichen Modelle brauche, wenigstens keine solchen. Ich ließ sie ablaufen, indem ich mich auf den Blöden hinausspielte; denn das Ding war mir in tiefster Seele zuwider. Sie mußte das auch gleich weg gehabt haben, denn sie kam nicht wieder. Inzwischen aber hatte sie mich ganz und gar vergessen, denn ich konnte deutlich merken, daß sie mich nicht mehr erkannte, als ich ihr in ihrem Salon, freilich flüchtig genug, vorgestellt wurde. Mir aber gelang es kaum, meine Ueberraschung zu verbergen, so wenig hat sie sich eigentlich seit jener Zeit verändert. Stärker ist sie freilich geworden; aber sie hat noch fast ganz das eigenthümlich verzeichnete Gesicht von früher.“

„Sie muß doch schon über die Vierzig sein.“

„Nun, das ist ja gerade das rechte Alter für Paris, wo man den Hautgout und die Erfahrung der Ueberreife zu schätzen weiß. Und außerdem: sie betrinkt sich.“

„Was?“

„Ja, elle se grise, wie man dort sagt. Mit

Champagner natürlich. Und das versetzt nun die Leute in das höchste Entzücken. Denn da treten auch ihre besondersten Reize hervor. Sie fängt zu deklamiren an; erst französisch, dann deutsch — um endlich zu den gemeinsten Wiener Liedern herabzusinken, weßhalb man sie auch la belle Viennoise nennt. Den Text versteht natürlich Niemand, die Geberden Jeder. Dann aber wird sie plötzlich wild, fängt zu fluchen und drohen an — schleudert die Champagnerkelche an die Wand, daß die Splitter umherfliegen, und schwört, daß sie sich, falls die Commune wieder erstehe, den Petroleusen anschließen werde. Geben Sie acht," fuhr er mit humoristischem Behagen fort, „die spielt noch einmal eine Rolle. Vielleicht als Mätresse irgend eines zweiten Gambetta, oder Rochefort — oder eines anderen Bontoux. Kann auch sein, daß sie wirklich einmal mithilft, Paris in Brand zu stecken."

„Nun, wer weiß," sagte ich, unwillkürlich seinen spielenden Gedanken folgend. „Gottes Wege sind wunderbar — noch wunderbarer jedoch die der Frauen.





Requiem der Liebe.







I.

An einem milden, sonnigen Septembermorgen schritt Leo Bruchfeld die weitläufige Gasse hinunter. Er erinnerte sich noch der Zeit, wo hier nur zwei Reihen unansehnlicher Häuser gestanden, durch eingeplankte schattige Gärten von einander getrennt, was gerade diesem Theil des ehemaligen Wiener Vorortes ein sehr ländliches Aussehen verliehen hatte. Aber das rief in ihm keine elegische Stimmung hervor; er ging vielmehr ohne weitere Erwägungen an den stattlichen Gebäuden vorbei, welche sich, mehrere Stockwerke hoch, im Laufe der Jahre rechts und links erhoben hatten. Die meisten Fenster standen offen: Teppiche und Bettzeug waren zum Lüften ausgelegt, und dahinter kamen ab und zu mit halbem Leibe sorgliche Hausfrauen im weißen Morgenhäubchen, oder dralle Mägde zum Vorschein.

Unten aber regte und bewegte sich in buntem Durcheinander das beginnende Leben des Tages. Fuhrwerke aller Art: Stellwagen und klingelnde Trams, Fiaker und Equipagen, die ihre Insassen aus den nächstgelegenen Sommerfrischen nach der Stadt brachten, rollten auf dem eben bespritzten Fahrwege dahin, während zahlreiche Fußgänger, männliche und weibliche, mehr oder minder eilig ihren Berufsarbeiten entgegenschritten. Nur Kinder sah man wenige; sie waren bereits in der Schule, die erst in den letzten Tagen wieder begonnen hatte.

In diesem Gewimmel nahm sich Bruchfeld, einen leichten Havelock um die Schultern geworfen, ganz stattlich aus. Obgleich er schon ein Fünfziger war und sich etwas vornüber gebeugt hielt, erschien seine ziemlich hohe Gestalt trotz einer gewissen Beleibtheit doch noch stramm und beweglich, und seine blauen Augen leuchteten hell aus dem kräftig gefärbten Antlitz, das ein kurzer, stark ergrauter Vollbart eher jünger, als älter erscheinen ließ. Mancher Vorübergehende betrachtete den bekannten Tonmeister, der seit Kurzem als Gast einer vornehmen Familie in dieser Gegend wohnte und

auch schon in früheren Jahren hier gelebt hatte, mit Aufmerksamkeit oder grüßte ihn sehr zuvorkommend.

So war er auf den kleinen Platz gelangt, zu welchem sich die Gasse erweiterte, als er plötzlich den Schritt anhielt. Er hatte eine Frauengestalt erblickt, welche jenseits, einen blauen Sonnenschirm über sich ausgespannt, langsam vor einem villenartigen Hause auf und nieder ging. Die Dame war nicht mehr jung, aber ihr Wuchs glich dem eines zarten Mädchens, und ihr feines, scharfgeschnittenes Profil zeigte auffallende Schönheit. Nun erblickte sie auch ihn, und eine dunkle Röthe schoß in ihr schmales Gesicht. Den Schirm tiefer anziehend, that sie noch einige Schritte und blieb dann, den Kopf abwendend, stehen.

Bruchfeld empfand das Unziemliche seines Hinstarrens und setzte sich wieder in Bewegung. Aber nicht weiter als bis zur Ecke einer nahen Seitengasse; denn er war fest gewillt, die Erscheinung nicht aus den Augen zu verlieren. Die größere Entfernung ließ diese Absicht weniger auffallend erscheinen, und da er, wie die meisten älteren

Männer, sehr gut in die Weite sah, so konnte er wahrnehmen, daß auch die Dame unter dem Schirm hervor scheue Blicke nach ihm warf. Die plötzliche Röthe war aus ihrem Antlitz gewichen und hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, jener Blässe, welche Frauen eigen ist, die an Blutarmuth leiden. Erst jetzt bemerkte er, daß sie in der Linken ein zierliches Körbchen trug, das ihr offenbar zu schwer wurde. Denn sie stellte es nunmehr auf das Mäuerchen des Gitters, das den schmalen Vorgarten des Hauses umfriedete. Dann blickte sie ungeduldig vor sich hin. Sie wartete gewiß auf einen vorüberfahrenden Stellwagen, der ihr schon zu lange ausblieb. Endlich kam einer von der Stadt aus in Sicht. Schwerfällig rumpelte er beim lahmen Trott der Pferde heran. Wie die Tafel auswies, fuhr er nach Grinzing. Die Dame langte nach dem Körbchen und machte ein Zeichen mit dem Schirm. Der Wagen hielt, und ihr Kleid vorne leicht aufnehmend, stieg sie ein.

Bruchfeld hatte einen Augenblick gezögert, denn er wurde in der Stadt erwartet. Aber schon eilte er mit raschem Entschlusse herbei und schwang sich

in das Rauchcoupé. Es war dort nur mehr ein Platz frei gewesen, und so saß er jetzt neben einem dicken, vierschrötigen Manne, seines Zeichens offenbar Wirth oder Fleischer. Diesem gegenüber hielt ein vollbusiges Weib vom „Hof" zwei leere Marktkörbe auf dem Schooß, während er selbst mit den langen Beinen eines hageren Jünglings zu kämpfen hatte, der unter seinem großen Schlapphute in ein zerlesenes Heftchen „Reclam" vertieft war.

In der vorderen Abtheilung saßen nur drei Personen. Als die Dame eingestiegen war, hatte sich ein alter Herr mit mißmuthiger Galanterie vom Rücksitz erhoben, um ihr neben einer bürgerlich aussehenden Frau bequemeren Platz zu schaffen. Bruchfeld sah also nur die zarten Schultern, das schmächtige, in den modisch hohen Kragen gezwängte Hälschen, den dichten Ansatz der dunklen Haare und den aufgestülpten Rand eines flachen Strohhutes mit stahlblauem Aufputz. Sie selbst saß regungslos da, die schmalen Hände in schwedischen Handschuhen über ihrem Körbchen gekreuzt. Nur einmal wandte sie den Kopf zur Seite, wobei sie, gewissermaßen aus dem Augenwinkel heraus, nach rückwärts zu blicken

versuchte. Und da kam auch die geschwungene Nase, das leicht vorgeschobene Kinn, die langen, kohlschwarzen Wimpern sammt dem ungewöhnlich stark entwickelten Brauenwuchs zum Vorschein, der diesem Antlitz stets einen so auffallenden Reiz verliehen hatte. Freilich, der leuchtende Schmelz der Jugend war daraus entschwunden. Die Züge hatten eine scharfe Deutlichkeit angenommen, die Wangen zeigten sich eingesunken und mißfarbige Ringe lagen um die großen, lang und weit geschlitzten Augen. Und doch — wie schön, wie unsäglich schön war dieses Antlitz noch immer! Ja, in seiner Verfallenheit, seiner krankhaften Blässe noch interessanter, noch ergreifender als damals ......

Der Wagen war inzwischen bei den Häusern in der Nähe des alten Friedhofes angelangt, und der dicke Mann zog an dem Ring der Klingel, um auszusteigen. Nun hatte Bruchfeld den Raum frei — und sofort rückte er in die Ecke, so daß, wäre die trennende Glaswand nicht gewesen, seine Schulter die ihre berührt haben würde. Dennoch war es ihm, als spüre er ihre Körperlichkeit warm an der seinen — und auch sie schien leicht durchschauert zu werden. Zag=

haft wandte sie den Kopf nach ihm zurück — und Beider Blicke tauchten zum ersten Mal voll in einander.

Er aber mit klopfendem Herzen und in selige Empfindungen aufgelöst, wünschte nichts anderes, als daß diese Fahrt kein Ende nehmen — daß sie ewig dauern möchte! Doch schon war rechts die weitläufige Restauration mit ihren Gartenanlagen sichtbar geworden, schon senkte sich die Straße, und die ersten Häuser Grinzings kamen zum Vorschein. Am Eingange des Ortes ließ die Dame halten und stieg aus. Bruchfeld that dasselbe und folgte ihr in angemessener Entfernung. Sie bog bald ab und bewegte sich mit anmuthig ruhigem Gange einer entlegenen Seitengasse zu, die eigentlich nur aus vereinzelten Gehöften bestand, deren Eigenthümer zu mäßigen Preisen Sommerwohnungen zu vermiethen pflegten. Eines dieser niederen Gebäude sah vornehmer aus und machte den Eindruck eines kleinen Landhauses. Darauf schritt sie jetzt zu, erstieg zwei Stufen, die zum Eingang empor führten, öffnete, an der Klinke drückend, das Thor und verschwand, nachdem sie noch einen schüchternen Blick zurückgeworfen hatte.

Bruchfeld ging bis an das Ende der Gasse, die ins freie Feld leitete und sich als offener Weg gegen Heiligenstadt schlängelte. Nun bemerkte er auch, daß hinter den Häusern eine Reihe von Gärten hinlief und ein schmaler Fußpfad daran vorüberführte. In diesen Pfad bog er ein und suchte den Garten des Hauses ausfindig zu machen, in welches die Dame getreten war. Das gelang ihm auch: aber eine ziemlich hohe Umplankung und dichtes Heckengebüsch verwehrten den vollen Einblick. Seine Hoffnung, sie hier zu erspähen, erfüllte sich nicht.

Er schritt also den Pfad zurück, um neuerdings in die Gasse einzulenken; vielleicht konnte er sie an einem Fenster erblicken. Und in der That, als er an dem Hause vorüberkam, sah er sie, wie in Gedanken versunken, hinter einem zurückgeschlagenen Vorhange sitzen, der die Scheiben des letzten Fensters halb verhüllte. Jetzt hob sie den Kopf, und als sie Bruchfeld gewahrte, kehrte sie rasch die Augen von ihm ab.

Er aber war eigenthümlich ergriffen. Die verödete ländliche Gasse, der stille, gleichsam in sich verschlossene Wohnsitz, das schöne, blasse, verfallene

Gesicht, in dem er Trauer und Müdigkeit wahrgenommen zu haben glaubte: das Alles erfüllte ihn mit tiefer Wehmuth. Was führt sie in dieses Haus? Wohnte sie darin — oder in jenem, vor welchem er ihr heute begegnet war? Aber wozu diese Fragen? Genug, daß er sie wieder gesehen — wieder gefunden hatte! Und in diesem Bewußtsein jubelte er jetzt plötzlich so laut auf, daß ihn zwei barfüßige Kinder, die am Wegrain spielten, erschreckt und verwundert ansahen.

Nun befand er sich wieder auf der Straße und trat, seinen Empfindungen nachhängend, den Rückweg an. Bald gewahrte er die Restauration. Er hatte heute noch nichts genossen, da er erst in der Stadt frühstücken wollte. Nun lud es ihn hier dazu ein. Er fand die Gartenräume ganz leer; nicht einer der zahlreichen Tische war besetzt. Er pochte nach dem Kellner, der endlich in Hemdärmeln erschien. Bruchfeld bestellte Thee und einen leichten Imbiß, den er mit gutem Appetit verzehrte. Dann zündete er eine Cigarre an und blickte mit leuchtenden Augen in den sonnigen Tag hinaus — auf die Rebenhügel hinter den bereits brach liegenden Feldern — auf

die grünen Höhenzüge des Kahlengebirges. So selig, wie heute, hatte er sich noch nie im Leben gefühlt. In den Tagen vielleicht, an welchen er als Componist seine ersten Erfolge errungen. Doch nein! Ein so unsäglich wonniges, fast körperlich schmerzendes Gefühl des Glückes hatte er auch damals nicht gekannt. Und wieder jubelte es in ihm: Gefunden! Gefunden — nach mehr als zwanzig Jahren!



II.

Ja, über zwanzig Jahre war es her, daß er sie zum ersten Mal erblickt. Und zwar an einem Fenster des Hauses, welches man neben dasjenige hingebaut hatte, in dem er selbst wohnte. Es war damals eine Zeit des allgemeinen Bauens. Wer einiges Vermögen besaß, erstand ein Fleckchen Erde, um sich darauf anzusiedeln, und das nahe, anmuthige Döbling war in dieser Hinsicht sehr gesucht. Mit Mißvergnügen hatte Bruchfeld das Gerüst aufführen sehen. Seine Wohnzimmer lagen dicht daran, und so hatte er im Frühling und Sommer den Lärm der Arbeit sammt den röthlichen Ziegelstaubwolken in unmittelbarster Nähe. Aber der Neubau, der ein Familienhaus werden sollte, gedieh mit überraschender Schnelligkeit; als die Herbstnebel einfielen, stand er fertig da, ein Stockwerk hoch, vornehm, geschmackvoll. Und im ersten Sommermonate

des nächsten Jahres wurde er von den Eigenthümern, einem Hofrathe im Ruhestande und seiner Frau bezogen. Das hochbetagte Ehepaar besaß zwei Töchter, welche auch schon längst verheirathet waren. Die ältere mit einem Oberst, der bei einer Militärbehörde in Verwendung stand; die jüngere mit einem Beamten des Ministeriums, in welchem der Hofrath früher selbst gedient. Beide Frauen hatten ihr Heim in der Stadt, besuchten aber mit ihren Kindern oft das elterliche Haus, woselbst sie auch ab und zu mehrere Tage verweilten. Ein ständiger Gast jedoch war eine schon herangewachsene Enkelin, die Tochter des Oberst. Sie schien der erklärte Liebling des alten Paares zu sein; auf Bruchfeld hatte sie sofort einen tiefen Eindruck gemacht. Auch das junge Mädchen schien ihm gegenüber nicht ganz gleichgültig geblieben zu sein. Denn sie zeigte sich öfter, als sie es vielleicht sonst gethan haben würde, am offenen Fenster, die ungewöhnlich reiche und schwere Fülle ihrer tiefschwarzen Haare in sichtlicher Vorliebe fast immer mit einer blaßgelben Schleife geschmückt. Auch konnte er wahrnehmen, daß sie sich, nicht ohne Verlangen, von ihm gesehen zu werden,

Vormittags allein im Hausgarten aufhielt, in den er von seinem Arbeitszimmer sehr bequem hineinblicken konnte. So entspann sich zwischen ihnen eine Art zarten Einverständnisses, ein unschuldiger und doch reizvoller Flirt, der Bruchfeld in die glücklichste Stimmung versetzte.

Er hatte sich im Winter des vorigen Jahres hierher zurückgezogen, um an einer Oper zu arbeiten, welche für seine Zukunft entscheidend werden sollte. Nachdem es ihm gelungen war, die Aufmerksamkeit musikalischer Kreise durch einige Tonwerke: Lieder, Sonaten und eine Messe, die in der Augustinerkirche zu Gehör gebracht worden war, auf sich zu lenken, hatte er, kurz entschlossen, eine Stelle im Staatsdienste, die er als Doctor der Rechte bekleidete, niedergelegt, um sich ganz seiner Kunst zu widmen. Ein geringes Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, erleichterte ihm diesen Schritt, der von mancher Seite mißbilligt wurde — und auch er unterschätzte dessen Gefährlichkeit nicht. Aber er konnte nicht anders. Er fühlte, daß er sonst im Dilettantismus stecken bleiben würde; ihn jedoch drängte es, künstlerisch Bedeutendes zu schaffen.

Freilich, wenn ihm das nicht gelang, war er verloren. Denn an eine spätere Umkehr war nicht zu denken, und da er kein Instrument in irgend hervorragender Weise spielte, so blieb ihm auch die Laufbahn eines Virtuosen verschlossen, welche so viele Componisten nebenher einschlagen. Er hatte eben Alles auf einen Wurf gesetzt. In diesem Gefühl der Unsicherheit unterdrückte er das Verlangen, dem schönen Mädchen näher zu treten. In welcher Weise wäre ihm dies auch möglich gewesen? Als Freier gewiß nicht. Was hätte er ihr zu bieten gehabt? Eine vorläufige Anweisung auf seinen künftigen, immerhin fraglichen Ruhm? Und wenn auch sie — was er jedoch sehr bezweifelte — darauf eingegangen wäre: ihre Angehörigen, das fühlte er, würden nie und nimmer zugestimmt haben. Daß er noch einmal so alt war wie sie, hätte ihm kein Bedenken eingeflößt; ja, dieser Umstand kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, stand er doch in der Blüthe seiner männlichen Jahre. Ein Anderes aber hielt ihn desto mehr von weiterer Hoffnung zurück. Denn er nahm, nicht ohne Anwandlung von Eifersucht, bald genug wahr, daß die auffallende Schönheit Paula's (den

Namen hatte er ohne Nachfrage erfahren) auch andere Bewunderer heranzog. Man ging, sichtlich ihr zu Gefallen, durch die ziemlich entlegene Gasse, und es war ganz begreiflich, daß sie anfing, diese Huldigungen zu beachten. Zu Denen, welche ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich zu lenken suchten, gehörte auch der zweitälteste Sohn einer alten Wiener Familie, welche im Laufe der Zeit zu großem Reichthum und Ansehen gelangt war. Ursprünglich einfache Kaufleute, besaßen jetzt die Hardt zahlreiche Industrien, hatten sich in zwei Provinzen angekauft und pflegten stets einen Theil des Sommers in einem stattlichen Landhause auf der „Hohen Warte“ zuzubringen. Er selbst mochte zwanzig Jahre alt sein. Groß und schlank, war er in seiner vornehmen Haltung eine höchst anziehende Erscheinung, und Bruchfeld sah den Tag kommen, wo die Beiden sich in Liebe finden würden.

So war es August geworden, als ihm eine Einladung aus der Ferne zukam. Einer seiner vertrautesten Studienfreunde hatte sich nach geschlossener Ehe als Notar in einer kleinen Landstadt niedergelassen, ein geräumiges Haus sammt Grundstücken

erworben und forderte ihn jetzt auf, den Rest des Sommers bei ihm zuzubringen. Bruchfeld überlegte nicht lange. Schien es doch, als wolle das Schicksal ihm den Anblick fremder Erfolge ersparen.

Als er spät im Herbst zurückkehrte, fand er das Haus nebenan verödet. Der Hofrath hatte zu kränkeln begonnen und sich mit seiner Frau nach Bozen begeben. Von den Uebrigen zeigte sich Niemand. Als er aber Erkundigung einzog, erfuhr er: Fräulein Paula habe sich mit dem jungen Ritter von Hardt verlobt; die Hochzeit dürfte schon im Winter stattfinden.

Es war ihm, als habe er das schon lange gewußt. Dennoch zog sich sein Herz schmerzlich zusammen. Aber diese Empfindung dauerte nicht lange; sie ging alsbald in selbstlose, tiefe Befriedigung über. Ja, es hatte so sein müssen! Die Beiden waren für einander bestimmt, und Bruchfeld segnete im Stillen das schöne junge Paar, das seinem Glück auf den Höhen des Lebens entgegen ging.

Dieses Ereigniß trug auch dazu bei, daß er nun sofort einen Entschluß ausführte, der schon vor

seinem Eintreffen halb und halb zur Reife gediehen war. Der Aufenthalt bei dem Freunde in geregelter Häuslichkeit und anmuthiger Gegend hatte ihm sehr wohl gethan, und er glaubte zu fühlen, daß er dort mit seiner Arbeit rascher zu Stande kommen würde, als in Wien, wo ihm bei beginnendem Winter Ablenkungen genug bevorstanden. Er ordnete noch in aller Eile einiges Geschäftliche, gab seine Wohnung auf und reiste wieder ab, ohne Paula noch einmal gesehen zu haben.

Die Hoffnungen, welche er auf seine ländliche Zurückgezogenheit gesetzt, erfüllten sich jedoch nicht ganz; es vergingen fast noch zwei Jahre, eh' er die Partitur fertig vor sich liegen hatte. Nun aber kehrte er auch ohne Verzug nach Wien zurück, wo er vorläufig in einem Hôtel abstieg. Sein Werk wurde der Hofoper eingereicht: bis zur Entscheidung jedoch wollte er sich mit Behagen wieder einmal dem großstädtischen Leben hingeben, wollte alte Erinnerungen auffrischen und neue Eindrücke empfangen.

Während dieser genußfrohen Unthätigkeit begab er sich eines Tages auch nach Döbling und schritt

der Gasse zu, in der er gewohnt hatte. Er fühlte sich eigenthümlich ergriffen, als er den zwei Häusern, die ihm so vertraut entgegen blickten, näher kam, und war sehr erstaunt, in jenem des Hofraths an offenen Fenstern — es war im Juni — zwei ihm völlig unbekannte Frauen und ein rosiges Kinderantlitz zu gewahren. Später, im Kaffeegarten des Casinos, das er so oft besucht hatte, stieß er auf eine Gruppe von Bekannten, die ihn sogleich aufs herzlichste begrüßten. Nach diesem und jenem fragend, erfuhr er, daß der Hofrath bald nach Bruchfeld's Abreise gestorben sei. Das Haus habe man sofort verkauft, da sich herausgestellt, daß der alte Herr nicht nur kein Vermögen, sondern in Folge verfehlter Capitalsanlagen Schulden hinterlassen. Das sei auch mit ein Grund gewesen, daß die Verlobung seiner Enkelin mit dem Herrn von Hardt rückgängig geworden. Dessen Familie habe sich eigentlich seit jeher dieser Verbindung im Stillen widersetzt und den unerwarteten Zwischenfall benützt, um den Sohn zur Wahl einer ihm längst zugedachten reichen Erbin zu bestimmen. Allerdings habe auch der Vater der Verlobten, der mittlerweile

in Pension getreten und jetzt mit den Seinen in Graz lebe, durch stolzes und hochfahrendes Wesen einige Schuld an dem Bruche getragen. Doch das sei nur Wasser auf die Mühle der Hardts gewesen, bei welchen sich trotz äußerer Vornehmheit noch immer der alte Krämergeist offenbare, wie denn der ganze Vorfall hierorts, wo Jedermann das so einzig schöne und liebenswürdige Mädchen gekannt, allgemeine Entrüstung hervorgerufen habe.

Diese Entrüstung theilte nun auch Bruchfeld, und vor allem hätte er dem jungen Manne eine solche Herzens- und Gesinnungsschwäche nicht zugetraut. Was mochte Paula, die er sich längst als glückliche Gattin gedacht hatte, dabei empfunden haben? In seiner eigenen Familie war ein ähnlicher Fall vorgekommen. Die Verlassene, ein körperlich sehr zartes, nervöses und empfindsames Mädchen, war in Schwermuth verfallen, die sie einem frühen Tode entgegen trieb. Und wenn er auch für Paula ein derartiges Loos keineswegs befürchtete, so hatte sie doch, wofern sie Hardt wirklich geliebt — und daran war ja nicht zu zweifeln, — eine jener Enttäuschungen erlitten, welche ein

Frauengemüth kaum jemals ganz zu verwinden im Stande ist.

Aber auch über ihn brachen jetzt schwere Enttäuschungen herein. Nachdem man ihn mit einer Entscheidung über alle Gepflogenheit lange hingehalten, erhielt er eines Tages seine Oper mit der einfachen Bemerkung zurück, daß sie zur Aufführung nicht geeignet sei.

Dieser Schlag traf ihn allerdings nicht mehr unerwartet. War er doch scharfsichtig genug gewesen, in dem langen Zögern die bevorstehende Ablehnung zu erkennen; auch waren ja in gewissen Kreisen Worte gefallen, die darauf hindeuteten. Und schließlich sah er ein, daß es so habe kommen müssen. Mit Richard Wagner hatte sich im Styl der Oper nach und nach eine vollständige Wandlung vollzogen. Sein leuchtendes Vorbild aber war Mozart gewesen. Somit hatte er sich in der dramatischen Musik als Epigone gekennzeichnet. Und nach anderen Richtungen hin, wo er sich in seiner tiefsten Eigenart hätte bekunden können, drohte ihn Johannes Brahms, dessen Ruhm eben im hellen Aufleuchten begriffen war, lange Zeit hinaus —

wenn nicht für immer in den Schatten zu stellen. Was nun beginnen? Wieder den Doctor der Rechte hervorsuchen, wozu man ihm von mancher Seite ganz unverhohlen rieth? Nein! Er durfte sich nicht selbst aufgeben, mußte wohl oder übel auf der Bahn weiter schreiten, die er eingeschlagen.....

Und nun kam eine Reihe von Jahren, die er, von den Verhältnissen im Kampfe ums Dasein hin und her geworfen, größtentheils ferne von Wien zubrachte. Jahre voll fruchtloser Arbeit, zunehmender Entmuthigung und bitterer Selbstqual. Eine Kette von Noth und Sorgen, von Entbehrungen und Demüthigungen aller Art, wie sie den Künstlern von heute kaum mehr begreiflich sind — und von denen er sich noch in der Erinnerung schaudernd abwandte. Endlich aber war auch ihm der Sieg der Beharrlichkeit beschieden. — Im Laufe der Achtziger Jahre wurde man wieder auf ihn aufmerksam. Man brachte seine Compositionen, die in den Concertsälen mehr und mehr Beifall fanden. Hervorragende Verleger boten sich ihm an — und als er zuletzt mit einem Cyclus ergreifender Symphonien hervortrat, war sein Name in Aller Munde. Dieser

entscheidende Erfolg fiel mit seinem erreichten fünfzigsten Lebensjahre zusammen. Man wetteiferte, dem Meister — wie man ihn jetzt nannte — die wärmsten Ovationen darzubringen. Ja, man führte sogar die damals zurückgewiesene Oper auf. Sie gefiel, und man pries allgemein den lang entbehrten Melodienreichthum, der das immerhin etwas veraltete Werk auszeichnete.

So sah sich Bruchfeld plötzlich auf einer Höhe, welche einst zu erreichen der Traum seiner Jugend gewesen. Aber es berauschte ihn nicht. Er hatte viel gelitten, viel erfahren und dabei eine Selbsterkenntniß erworben, die ihn fühlen ließ, daß ihm diese späten Ehrungen eigentlich mehr boten, als er verdiente. Er war ja kein Bahnbrecher gewesen, ein Spätgeborener war er, in dessen Werken die Musik einer großen Vergangenheit gewissermaßen den letzten elegischen Nachhall gefunden. Und das genügte ihm auch. Denn in dieser Art zu schaffen, war ja, das wurde ihm jetzt vollständig klar, die Aufgabe seines Lebens gewesen, und er hatte sie, gleichsam unbewußt, erfüllt. Nun wollte er sich in seiner Vaterstadt dauernd niederlassen; früher aber noch

eine Reise nach Italien unternehmen, das er einst nur flüchtig hatte durchwandern können, und wohin ihn die Sehnsucht der Erinnerung trieb. Vielleicht empfing er dort die Anregung zu einem größeren Werke, mit welchem er seine Laufbahn würdig abschließen konnte ....

Und nun war ihm Paula begegnet! Paula, die er niemals hatte vergessen können — selbst nicht während einer mehrjährigen, durch den Tod gelösten Beziehung zu einer geistvollen Frau, die sein Schaffen aufopfernd gefördert. In dem Salon eines fürstlichen Schlosses, wo ihm einst gastliches Asyl geboten war, hing ein weibliches Porträt, von dem Niemand wußte, wen es eigentlich vorstellte. Es trug keine Signatur, stammte jedoch entschieden aus der Zeit des Flors englischer Malerkunst. Die Aehnlichkeit der jungen Dame mit Paula war ganz unglaublich. Dieselben Züge, dieselben Augen — derselbe rothe, gleich einer Knospe leicht geöffnete Mund! Bruchfeld trieb stille Abgötterei mit diesem Bilde; ein junger Maler copirte es auf seinen Wunsch. Nicht ganz glücklich; aber er ließ es doch sofort in seinem Zimmer anbringen. Und auch

gesehen hatte er sie im Laufe der Jahre — zwei Mal gesehen. Das erste Mal ganz flüchtig im Profil an einem Fenster in der Währingerstraße. Sie war sofort wieder verschwunden: aber es konnte keine Täuschung gewesen sein, und er fühlte sich versucht, im Hause nähere Erkundigung einzuziehen. Aber wozu? Es war ja noch in seiner schlimmsten Zeit, und er trug sich damals gerade mit der Absicht, Wien dauernd zu verlassen. Lange nachher, als er eben seine Triumphe feierte, begegnete er ihr im Stadtpark, den er in Gesellschaft einiger Herren durchschritt, um in die Reisnerstraße zu gelangen. Bei der Carolinenbrücke kamen zwei weibliche Gestalten in Sicht, welche Bruchfeld, im Gespräch begriffen, nicht weiter beachtete. Erst ganz in der Nähe erkannte er Paula, die Arm in Arm mit einem halbwüchsigen Mädchen rasch einher schritt. Die Blicke begegneten sich, und eine flammende Röthe trat in ihr schönes Antlitz, das, wie die ziemlich hagere Gestalt, bereits leichte Spuren des Alterns aufwies. Bruchfeld konnte sich von seinen Begleitern nicht trennen und mußte es aufgeben, ihr zu folgen. So war sie ihm wieder entschwunden!

Es schien ihm zwar, daß sie unweit des Parkes wohnen müsse: aber zu Nachforschungen fand er nicht mehr Gelegenheit, da ihn eine künstlerische Verpflichtung, die er in diesen Tagen übernahm, neuerdings auf unbestimmte Zeit in die Ferne trieb. Jetzt endlich, da er sich dauernd in Wien niederlassen wollte — jetzt hatte er sie gefunden!

* * *

Das Rollen eines Stellwagens, der von Grinzing kam, drang an sein Ohr. Er zog die Uhr und sah, daß er vielleicht noch Zeit fände, der Sitzung beizuwohnen, zu welcher ein musikalischer Verein sein Erscheinen erbeten hatte. Er pochte heftig nach dem Kellner, und da dieser nicht gleich kam, legte er einen Gulden auf das Theebrett und eilte zu dem Wagen, der eben vor der Restauration anlangte.



III.

Er war in der That noch rechtzeitig eingetroffen; aber seine Gedanken schweiften derart von den Verhandlungen ab, daß er einmal, zur allgemeinen Verwunderung, eine ganz verkehrte Antwort gab. Er befand sich in einer Art von Trunkenheit, die erst dann ruhiger Besinnung wich, als er nach gesellig verbrachtem Tage in seinem stillen Zimmer zu Bette lag. Was war denn über ihn gekommen? Was wollte er eigentlich? Er hatte sie wiedergesehen. Welche Hoffnungen knüpfte er daran? Er wußte ja gar nichts von ihr und über sie! War sie noch Mädchen — oder verheiratet? Das letztere schien ihm nicht wahrscheinlich, denn sie sah gar nicht danach aus. War sie also noch frei — nun, dann konnte er jetzt um sie werben. Wie alt war sie denn? Er vermochte es zu berechnen. Sie stand in ihrem siebenunddreißigsten — er in seinem

fünfundfünfzigsten Lebensjahre. Allerdings ein Unterschied. Aber war ihm denn nicht gerade in letzter Zeit von verschiedenen Seiten ganz wohlwollend gerathen worden, zu heirathen? Er dürfe sich nur nicht an die Jüngste machen; etwa an Eine zwischen Dreißig und Vierzig. Das stimmte ja. Hatten doch schon weit ältere Männer, als er, noch ganz glückliche Ehen geschlossen! Und wie lange war es denn her, daß sich ihm eine junge Dame förmlich an den Hals geworfen? Freilich, sie hatte die Absicht, sich zur Virtuosin auszubilden — und da lag die eigentliche Triebfeder wohl klar zu Tage. Aber es war doch auch seine Persönlichkeit mit im Spiele gewesen bei dieser raschen, enthusiastischen Neigung, welcher er, da er sie nicht erwidern konnte, mit aller Entschiedenheit aus dem Wege gegangen. Er hatte überhaupt keine Vorliebe für Künstlerinnen und Solche, die es werden wollten; er wußte, warum. Und nun erinnerte er sich, daß er Paula nie Clavier spielen gehört habe, und das war ihm damals ganz recht gewesen; es würde ihn ja nur im Arbeiten gestört haben. Aber wenn sie wirklich verheirathet war? Er fühlte einen raschen Schmerz am Herzen.

Bliebe immer noch die Frage: ob auch glücklich? Und wenn nicht? Nun, dann — — Er lächelte jetzt über sich selbst. Wie weit ins Blaue hinein verstieg er sich! Was war da auszudenken? Es lag ja noch Alles wie unter dichten Schleiern verborgen. So überkam ihn endlich wieder nur die selige Gewißheit, daß er sie gefunden — und daß er sie morgen wiedersehen müsse. Aber wo? Sollte er nach Grinzing fahren? Sollte er sich zur selben Stunde, wie heute an den Ort begeben, wo er sie getroffen? Das Letztere schien ihm, als weniger auffallend, vorzuziehen; auch war er fast überzeugt, daß sie in dem Hause wohne, vor welchem sie auf und nieder gegangen. Dort also wollte er sie erwarten. Mit diesem Entschlusse schlief er ein.

Am nächsten Morgen trieb ihn die Ungeduld schon lange vor neun Uhr hin. Mit klopfendem Herzen ging er, vorsichtig nach den Fenstern spähend, an dem Hause vorüber. Dabei nahm er wahr, daß sich der Eingang in der schmalen Seitengasse befand, deren Ecke das hübsche, zweistöckige Gebäude bildete. Da heraus also mußte sie kommen. Er stellte sich in einiger Entfernung auf und harrte.

Langsam verstrich eine halbe Stunde; schon gab er die Hoffnung fast verloren, daß sie erscheinen würde. Jetzt aber sah er den blauen Sonnenschirm — und die zarte Gestalt bog um das Gitter, an dessen Rand sie wie gestern das Körbchen stellte. Als sie ihn erblickte, wendete sie langsam das Haupt ab.

Nun zeigte sich auch schon der Wagen. Bruchfeld verzichtete darauf, mitzufahren. Sie sollte erkennen, daß er gekommen war, sie zu sehen, daß er aber nicht die Absicht habe, sich aufzudrängen: nur in zartester, rücksichtsvollster Weise wollte er vorgehen. Er wartete bis sie eingestiegen war, und ließ dann den Wagen an sich vorüberfahren.

So war er fürs erste ganz zufrieden. Wenn er nur noch gewußt hätte, wem ihre Fahrten nach Grinzing galten. Aber auch das würde sich ja zeigen.

Mit solchen Gedanken bog er in die Hauptstraße ein und trat in eine Trafik, um Cigarren zu kaufen. Dabei stieß er auf die Zeitungsausträgerin, die eben den Laden verlassen wollte. Sie betrieb ihr Geschäft schon viele Jahre, und Bruchfeld erinnerte sich ihrer noch als eines hageren, starkknochigen Mädchens, das damals auch

die Briefe austrug, denn es gab noch kein eigentliches Postamt in dem ländlichen Bezirk. Jetzt war sie eine stattliche, beleibte Vierzigerin mit klugen, freundlichen Augen. Sie begrüßte Bruchfeld sofort als alten Bekannten.

„Das ist schön, Herr Doctor, daß Sie wieder hier sind! Habe Sie schon ein paarmal auf der Straße gesehen. Bleiben Sie jetzt bei uns?"

„Einige Zeit gewiß. Aber wie ist es Ihnen seither ergangen? Ganz vortrefflich, wie man sieht. Sie sind gewiß verheirathet?"

„Freilich, freilich. Dem entgeht man nicht, habe mich lange genug gesträubt. — Aber auch Sie, Herr Doctor, sehen sehr gut aus. Bischen grau, im Uebrigen fast ganz so, wie damals, als ich Ihnen die Briefe in die Donaugasse brachte. Das war freilich noch eine andere Zeit. Erinnern Sie sich an das schöne Fräulein nebenan?"

„Im Hause des Hofraths? Was ist mit ihr?"

„Die lebt jetzt auch wieder in Döbling — als Frau."

„So."

„Sie muß leidend sein, denn sie sieht elend aus — ist aber noch immer sehr schön. Wahrscheinlich

ist sie wegen der Eltern herausgezogen; die bereits seit drei Jahren hier in der Hauptstraße wohnen. Der Herr Oberst ist schon sehr alt und gebrechlich. Darum haben sie ihn über den Sommer nach Sievering oder Grinzing gebracht, wo er bessere Luft hat."

„Und wen hat denn die Tochter geheirathet?"

„Das kann ich eigentlich nicht sagen. Die Leute halten kein Blatt. Aber der Mann ist jedenfalls nichts Besonderes, sonst wüßt' ich's. Ziemlich bejahrt ist er auch schon. Wird wohl so eine Nothehe gewesen sein — nach der verunglückten reichen Partie." Damit nahm sie ihren Pack Zeitungen auf und verließ mit einem eiligen Gruß den Laden.

Also verheirathet! Und der Mann nichts Besonderes. Auch schon ziemlich bejahrt. Bruchfeld wiederholte sich das, während er jetzt seinem Wohnhause zuschritt, das am äußersten Ende der Straße lag, von einem großen Park umgeben. Er sah im Geiste, wie Alles gekommen sein mochte. Zuerst eine Zeit der Kränkung und des Harms. Dann vielleicht allmäliges Anknüpfen neuer Beziehungen, die wieder in anderer Weise von den Umständen nicht begünstigt

waren und abermals gelöst werden mußten. Dumpfes, verdrossenes Dahinleben, langsames Verblühen — und endlich, so hatte ja die Frau gesagt, die Nothehe mit einem nicht geliebten Manne. Kein ungewöhnliches Mädchenschicksal, dem seltsamer Weise gerade die Schönsten und Anziehendsten so häufig zu verfallen pflegen!

Und diese Ueberzeugungen bestärkten sich in ihm, als er am nächsten Morgen im Rauchcoupé des Stellwagens saß. Sie hatte diesmal nur auf dem Vordersitze Platz gefunden, und so war sie ihm vollständig vor Augen. Sie sah heute nicht ganz vortheilhaft aus. Ein hohes, dunkles Hütchen mit schmalem Rande ließ ihr ohnehin gestrecktes Gesicht etwas zu lang erscheinen. Und wie fahl, wie verwittert war dies Gesicht! Er nahm deutlich alle Schäden wahr, die Zeit und gewiß auch Krankheit darin hervorgebracht; nur der leicht geschwellte Mund hatte sich frisch erhalten. Und einen eigenthümlichen Zug entdeckte er, der um diesen Mund sowie um die Nasenflügel lag — und von dem er sich unangenehm berührt fühlte, er wußte nicht warum. Erst als sie den Kopf zur Seite wendete,

kam ihr Profil — und damit wieder ihr ganzer Reiz zum Vorschein, der ihn auch wieder ganz gefangen nahm. Mit Wehmuth betrachtete er jetzt das Kleid, das sie trug. Es war zu bauschig für ihren zarten Leib, und der gelblich-graue Stoff sah verschossen aus. Er verkehrte jetzt so viel in Kreisen, wo die Frauen eine fast frevelhafte Kleiderpracht entfalteten. Und sie — sie mußte sich einschränken, mußte sich, das sah man, behelfen, wie es anging. Sein Blick verweilte auf dem einzigen Schmuckstück, das sie trug: auf einer kleinen, abgenützten Filigran-Silberbroche, die eine Marguerite vorstellte. Er dachte dabei an das Gold- und Juwelengefunkel, das ihm so oft bei Anderen vor Augen kam. Zwar wußte er gar wohl, daß auf derlei das Glück des Lebens nicht beruhe, und dennoch machte es ihm Schmerz, daß er Paula in Verhältnissen fand, die sie zwangen, im überfüllten Omnibus zu fahren, und, wie er jetzt erkannte, der Hauswirthschaft ihrer Eltern ein gefülltes Körbchen zuzutragen ....

Und auch des Gatten sollte er am nächsten Tage ansichtig werden. Es war Sonntag, und Bruchfeld hatte dem Verlangen, Paula zu sehen, nicht nach-

gegeben. Seit er wußte, daß sie verheirathet war, wollte er doppelt zurückhaltend sein. An ihr lag es nun, ihm in irgend einer Weise kund zu geben, ob ihr eine Annäherung erwünscht sei oder nicht.

Um drei Uhr fand in der Villa, die ihn beherbergte, ein Diner statt; es waren einige hervorragende Persönlichkeiten, Herren und Damen, geladen worden. Beim Kaffee beschloß man, da das Wetter herrlich war, eine Ausfahrt zu unternehmen. Es wurde der Weg gegen Weidling durch die Wälder bei Sievering vorgeschlagen. Die Gäste hatten Wagen mitgebracht, zwei Hausequipagen standen zur Verfügung — und so setzte sich die Pierutschade nach fünf Uhr in Bewegung. Bruchfeld, der mit der Gattin eines hohen Würdenträgers im zweiten Wagen saß, war sehr zerstreut. Er dachte an Paula, und es war ihm, als sollte er sie während der Fahrt irgendwo erblicken. Als man an der abzweigenden Grinzingerstraße vorüberkam, spähte er unwillkürlich nach dieser Richtung hin.

Nun fuhr man in das langgestreckte Sievering ein, das sich von sonntäglichen Ausflüglern äußerst

belebt zeigte. Aus den überfüllten „Buschenschänken“ klang lustige Musik; die Tische in den Kaffeegärten waren dicht besetzt. Trotzdem stieß man auf ganze Reihenzüge von Menschen, die bereits den Heimweg antraten, denn die Dämmerung brach schon allmälig herein. In diesem Gewühl, das sich auf dem schmalen Fußweg fortbewegte, entdeckte Bruchfeld plötzlich Paula, die am Arm eines Herrn, wie in sich versunken, langsam dahin schritt. Sie trug heute ein sehr hübsches dunkles Kleid und einen sichtlich neuen Hut, der mit rothen Blumen geputzt war. Bei dem raschen Heranrollen der Gefährte hob sie den Kopf und faßte den ersten Wagen so aufmerksam ins Auge, daß der zweite ihrem vollen Blick entging und Bruchfeld nicht wußte, ob er von ihr gesehen wurde oder nicht. Desto eindringlicher jedoch hatte er selbst den Herrn an ihrer Seite betrachtet. Er mochte ein Vierziger sein, war schon leicht ergraut, wies aber ein angenehmes, wenn auch unbedeutendes Gesicht. Mit einer gewissen modischen Eleganz gekleidet, machte er den Eindruck eines behaglichen, selbstbewußten Mannes in mittlerer Lebensstellung.

Bruchfeld blickte, so lange er konnte, dem Paare nach, das nun wieder gleichmüthig schweigsam weiter schritt. Ein eigenthümliches Gefühl überkam ihn: Eifersucht mit einer Art von Bedauern gemischt. Das also war ihr Mann! Und sie hatte mit ihm von Grinzing aus höchst wahrscheinlich das bekannte Gasthaus zur „Agnes“ besucht, in dessen Garten eine Militär-Capelle spielte. Mitten in dem banausischen Schwarm zu sitzen, schlechten Kaffee zu trinken und triviale Musik anzuhören, war jetzt ihr Sonntagsvergnügen. Wäre sie sein Weib, welch edle Freuden und Genüsse des Daseins ständen ihr zu Gebote — in welcher Umgebung könnte sie sich bewegen! Aber woher wußte er denn, daß sie darnach verlangte? Vielleicht war sie vollständig zufrieden — und nur seine Eigenliebe, seine Eitelkeit hatten ihn zu all diesen Reflexionen bewogen!

Dennoch saß er Montags wieder im Rauchcoupé. Und zwar allein mit einem Herrn, den er dort schon angetroffen hatte, als er und Paula eingestiegen waren. Sie selbst, auf dem Rücksitze, wandte nicht einmal den Kopf. Der Herr aber,

dessen Aeußeres den älteren begehrlichen Lebemann bekundete, faßte sie durch seinen Kneifer fortwährend ins Auge. Bruchfeld empfand das sehr unangenehm, da er aber nichts dagegen thun konnte, so wünschte er der Fahrt diesmal ein rasches Ende. Als Paula an der gewohnten Stelle ausstieg, blieb er sitzen, um Jenem, der ihr noch mit den Blicken folgte, keinen Anlaß zu Vermuthungen zu bieten. Auf dem Standplatze verließen Beide den Wagen; der Herr wandte sich nach links, Bruchfeld nach rechts — und eilte der bekannten Gasse zu.

Dort angelangt, mäßigte er den Schritt. Sie mußte, so dachte er, erkannt haben, weßhalb er zurückgeblieben war, mußte sich ihm, wenn sie auf seine Empfindungen einging, jetzt am Fenster zeigen. Aber statt ihres Gesichtes erblickte er das ernste, sorgenvolle einer bejahrten Frau, die durch eine Brille Weißzeug musterte. Gewiß Paula's Mutter, deren er sich kaum mehr erinnert hatte. Er spähte nach den anderen Fenstern, aber es war Niemand sichtbar.

Er schritt bis an das Ende der Gasse. Dort blieb er mit dem drückenden Gefühl der Enttäuschung

stehen. Es war ihm, als sollte er jetzt jede Hoffnung verloren geben. Warum, das wußte er selbst nicht; sie konnte ja verhindert gewesen sein, ihn am Fenster zu erwarten. So wollte er denn noch einmal vorübergehen. In einer fatalistischen Anwandlung beschloß er, Alles davon abhängen zu lassen, ob er sie jetzt sehen würde. Als er sich dem Hause näherte, ging das Thor auf — und Paula trat heraus. Sie hatte ihn sofort wahrgenommen und schlug die Richtung nach dem Ort ein.

Ihn hatte ein freudiger Schreck durchzuckt. War das Zufall? War es Absicht? Gleichviel: ein entscheidender Augenblick war da — und er mußte benützt werden.

Nun aber überkam ihn eine Zaghaftigkeit, die weder seinem Alter, noch seinen Erfahrungen angemessen war. Er fühlte sich wie gewaltsam von ihr ferne gehalten, obgleich sie einmal leicht nach ihm zurückgeblickt hatte.

So war sie schon eine ziemliche Strecke weit gegangen, als er endlich mit raschem Entschluß an ihre Seite trat.

„Zürnen Sie mir, daß ich es wage —?“ begann

er und fühlte sogleich, welch verbrauchte Phrase er da hervorgeholt: aber er hatte in seiner Aufregung keine andere gefunden.

„Warum sollte ich Ihnen zürnen?“ erwiderte sie, indem sie den Kopf hob. „Ich kenne Sie ja.“

Er zitterte bei dem Klang dieser tiefen, dunklen, weichen Stimme, die er von früher her kannte; sie war ja oft in kurzen, abgebrochenen Lauten aus der Ferne zu ihm gedrungen.

„Sie kennen mich also noch?“ fragte er und empfand sogleich wieder, daß er nichts Einfältigeres hätte sagen können.

„Gewiß. Ich habe mich damals für Sie interessirt. Aber warum wollen Sie jetzt gerade mich?“ fuhr sie rasch und unwillig fort. „Sie werden doch als berühmte Persönlichkeit Auswahl genug haben. Und ich bin ja schon vergeben.“

Er hatte sich allmälig gefaßt. „Ich weiß,“ sagte er, „daß Sie bereits vergeben sind. Aber ich will ja auch nichts Anderes, als Ihnen sagen, daß die Erinnerung an Sie niemals aus meiner Seele gewichen ist — daß ich stets und unter allen Verhältnissen des Lebens an Sie gedacht habe —“

„Eine ideale Liebe!“ sagte sie kurzweg.

„Ja, eine ideale Liebe! Und so will ich glücklich sein, wenn ich Sie nur von Zeit zu Zeit sehen, den Klang Ihrer Stimme vernehmen — den Zauber Ihres Wesens in mich aufnehmen darf.“

„O nein! Ich bewillige keine Zusammenkünfte. Das würde meinem Mann höchst unangenehm sein. Denn er liebt mich sehr.“

„Das ist nur zu begreiflich. Aber — verzeihen Sie mir diese Frage — sind Sie in Ihrer Ehe glücklich?“

Sie schwieg einen Augenblick. „O ja! Ich bin meinem Mann sehr gut. Er verdient es auch. Er bringt mir jedes Opfer und trägt mich auf Händen.“

Bruchfeld erwiderte nichts darauf: was sie da sagte, überzeugte ihn nicht. „Und wie lange sind Sie schon verheirathet?“ fragte er endlich.

„Sechs Jahre.“

„So lange. Sie waren es also schon, als ich Ihnen — erinnern Sie sich noch — einmal im Stadtpark begegnete?“

„Freilich. Ich bin bei dieser Begegnung über

und über roth geworden, so daß mich meine junge Nichte, die mit mir ging, um den Grund fragte."

„Auch ich habe es bemerkt. Und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich dieses Erröthen zu meinen Gunsten deutete. Ich war untröstlich, daß ich Ihre Spur nicht verfolgen konnte."

„Was hätten Sie davon gehabt? Und dann — ich erröthe sehr leicht. Es ist eine üble Gewohnheit, für die ich allerdings nichts kann; sie liegt mir im Blute."

Wie um diesen Ausspruch zu erhärten, erröthete sie jetzt sehr stark bei dem ehrerbietigen Gruße eines knabenhaft aussehenden Jünglings, der eilig an ihnen vorüberkam.

„Das ist ärgerlich," sagte sie, „daß uns der gesehen hat."

„Warum?"

„Er ist der Sohn des hiesigen Kaufmanns, bei dem wir Alles nehmen. Da wird mein Mann erfahren, daß ich mit einem Herrn gegangen bin."

„Aber wie sollte er denn gleich —?"

„Er kennt den Kaufmann, der ihn besonders verehrt und ihn manchmal um Rath bittet."

„Ist Ihr Gemahl vielleicht auch —?“

„Nein, er ist Bankbeamter.“

Eine Pause trat ein. Dann sagte Bruchfeld: „Wissen Sie, daß ich Sie gestern mit ihm gesehen habe?“

„So? Wo denn?“ fragte sie, wieder leicht erröthend.

„In Sievering.“

„Ach ja; wir waren bei der Agnes. Sie auch? Ich habe Sie dort nicht wahrgenommen.“

„Nein; ich bin in Gesellschaft durch den Ort gefahren.“

„In der langen Wagenreihe? Die hab' ich wohl gesehen, aber Sie nicht.“

Sie waren mittlerweile, auf sonnig stillen, vereinsamten Wegen schreitend, in die Nähe des Grinzinger Platzes gekommen, wo sich regeres Leben bemerkbar machte.

„Jetzt dürfen Sie nicht weiter mit mir gehen,“ sagte sie. „Hier wohnen lauter Bekannte.“

Ihm war eigenthümlich zu Muthe. Er fühlte sich enttäuscht, zurückgewiesen — und doch festgehalten. Er konnte den Blick nicht abwenden von

diesem fahlen, dunkeläugigen Antlitz, in welchem der knospenhafte Mund roth aufschimmerte. Ihre Stimme berauschte ihn förmlich.

„Ich darf Sie also nicht wiedersehen?“ fragte er tonlos.

„Sehen können Sie mich ja. Ich fahre täglich um die gleiche Stunde hierher. Zu meinem kranken Papa.“

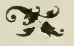
„Und ich kann mitfahren?“

„Das steht Jedermann frei. Leben Sie wohl!“ Sie reichte ihm die Hand.

Er ergriff sie, ohne sie festzuhalten. „Leben Sie wohl!“ erwiderte er und entfernte sich.

Alsbald besann er sich, daß er nicht einmal den Hut gelüftet, so in sich versunken war er von ihr weg gegangen. Er blieb stehen, um zurück zu grüßen; aber sie war bereits verschwunden. Was wird sie von ihm denken! Doch sie war selbst schuld daran. Ihr seltsames Wesen hatte ihn verwirrt. Er begriff sie nicht. Abweisen konnte sie ihn ja, wenn sie ihn aber schon neben sich hergehen ließ, dann mußte sie auch, nach und nach wenigstens, einen wärmeren Ton finden. Sie hatte ihn behandelt wie einen ihr

völlig Fremden — kein Wort, daß sie die ganze Zeit über auch nur einmal an ihn gedacht! Sein Herz zog sich zusammen. Aber wenn er ihr so vollständig gleichgültig war, warum hatte sie ihm zugestanden, daß er sie sehen — daß er mitfahren könne? Das hieß doch nur, die angeknüpften Beziehungen fortsetzen. Freilich, ihre Worte hatten nicht ermunternd geklungen. Aber die Frauen lieben ja solch widerspruchsvolle Kundgebungen — vielleicht lag nur ihr eigener Wunsch dahinter! Ein plötzliches, ungestümes Gefühl der Freude tauchte bei diesem Gedanken in seiner Brust empor — und schon war es ihm, als könne er den morgenden Tag nicht erwarten, der ihm Paula wieder vor Augen führen sollte.



IV.

Als er aber nach Hause kam, fand er eine Einladung vor, die ihn nach einem ziemlich entlegenen Landsitze rief. Es wurde dort in einer ihm befreundeten Familie ein bedeutsames Fest gefeiert, das er, wie man ihm schrieb, durch seine Anwesenheit verherrlichen sollte. Auch wurde er gebeten, zu dieser Feier ein kleines musikalisches Programm zu entwerfen. Er mußte also noch heute aufbrechen und wurde an Ort und Stelle mit Jubel empfangen. Es war schon Alles in vorbereitender Bewegung: auch er konnte sich gleich an die Arbeit machen, denn er hatte nun in aller Eile einen Frauenchor zu componiren — und die Musik zu lebenden Bildern, welche von einem jungen Maler entworfen und gestellt wurden.

Inzwischen füllte sich das weitläufige Haus mit Gästen, so daß es von einer Anzahl schöner Frauen

und blühender Mädchen auf's anmuthigste belebt wurde. Keine aber von Allen — diese Wahrnehmung drängte sich Bruchfeld immer überzeugender auf — konnte sich an eigenthümlichem Reiz der Erscheinung mit Paula messen. Imposantere Gestalten, schwellendere Formen, blühendere Wangen sah er wohl: nicht Eine jedoch wies jenes unergründliche Etwas auf, das an der krankhaft zarten, verblühten Frau so unwiderstehlich anzog. Am Tage der Feier, wo erlesene und glänzende Trachten die versammelten Schönheiten auf's günstigste hervorhoben, fühlte er, daß Paula, wenn sie jetzt, gleich Jenen geschmückt, in den Saal träte, Aller Augen auf sich lenken und ungetheilte Bewunderung hervorrufen würde.

So hatte er dort nur immer größere Sehnsucht nach ihr empfunden, und als er zurückgekehrt war, begab er sich gleich am nächsten Morgen mit ungeduldigen Schritten nach dem kleinen Platze. Er war, da er sich vom Hause entfernte, durch eine zufällige Begegnung auf der Straße in ein Gespräch verwickelt worden, das er nicht sofort hatte abbrechen können, und fürchtete nun schon, zu spät zu kommen. In der That hatte sich Paula bereits

vor dem Gitter eingefunden; als sie ihn jetzt erblickte, glitt ein Lächeln über ihre Züge.

Ihr an dieser Stelle zu nahen, wagte er nicht: stieg aber später gleichzeitig mit ihr in die vordere Abtheilung des Wagens, der diesmal fast unbesetzt war. Nur im Rauchcoupé saßen zwei Obsthändlerinnen mit ihren leeren Körben. Sie waren während der Fahrt eingenickt und wurden durch den Ruck des Haltens aus ihrem Schlummer geweckt. Dann aber schlossen sie, sich zurücklehnend, sofort wieder die Augen.

Erst jetzt brachte Bruchfeld seinen Gruß dar, den Paula mit einer gewissen zurückhaltenden Freundlichkeit erwiderte.

„Wir sind heute allein,“ sagte sie und warf einen Blick nach den beiden Weibern. „Die Zwei beachten uns nicht.“

Er sah sie mit bewundernden Augen an. Sie trug heute wieder den flachen Strohhut mit stahlblauem Aufputz, und ein zarter rosiger Anhauch verklärte ihr Gesicht.

„Wie schön Sie sind!“ sagte er bewegt.

„Sie wollen mich mit Schmeicheleien ge-

winnen," erwiderte sie trocken. „Darauf geb' ich nichts."

Diese Aeußerung verdroß ihn. „Ich pflege nicht zu schmeicheln," versetzte er nachdrücklich, fast heftig: „sondern nur zu sagen, was ich empfinde."

Sie schrak leicht zusammen. „Nun, ich will es ja glauben. Aber ich bin nicht schön. Vielleicht war ich es einmal. Sie wissen am besten, wie weit ich über die Jugend hinaus bin."

„Was sollte dann i ch sagen? Ich bin inzwischen ein alter Mann geworden."

„Ein Mann ist nie alt. Aber eine Frau in meinen Jahren! Auch bin ich nicht gesund. Ich kann mich nach meinem zweiten Kinde nicht mehr erholen."

Er blickte sie betroffen an. Daß sie Mutter sein könnte, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

„Sie haben also Kinder?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Gehabt. Beide sind gleich nach der Geburt gestorben. Die letzte war eine sehr schwere und hat mich dem Tode nahe gebracht."

Er schwieg und sie blickte nachdenklich vor sich hin. So wurde es still; nur das Rollen und Aechzen der Wagenräder war zu vernehmen.

„Wissen Sie,“ begann sie endlich, „daß ich schon geglaubt habe, Sie würden nicht mehr kommen?“

„Wie konnten Sie das nur denken? Ich wollte gleich am nächsten Tage — ich war jedoch durch Unabweisliches —“

„Entschuldigen Sie sich nicht,“ unterbrach sie ihn: „es ist nicht nothwendig. Aber Sie waren so verstimmt, als Sie von mir gingen. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich Sie nicht durch irgend Etwas beleidigt — —“

„Beleidigt gewiß nicht. Gestehen will ich aber, daß ich verstimmt — oder vielmehr betroffen war. Ich konnte mich in Ihnen gar nicht zurecht finden. Sie waren so kurz angebunden — so unherzlich. Wenn ich auch kein Entgegenkommen erwarten durfte — so doch einige freundliche Worte der Erinnerung —“

„Mein Gott, ich erschrak, als Sie mich ansprachen. Es war mir, als hätten Sie von mir eine schlechte Meinung — hielten mich für sehr leichtfertig —“

„Wie konnten Sie nur —?“

„Und dann — gerade in der Gasse, in der meine Eltern wohnen — so nahe dem Platze, wo mich Jedermann kennt —“

„Gewiß — es war sehr unüberlegt. Doch Ihr Anblick — als Sie aus dem Thor traten —“

„Nun, es hat ja zum Glück keine Folgen gehabt. Aber Sie müssen jetzt sehr vorsichtig sein. Es war klug von Ihnen, daß Sie an jenem Tage nicht gleichzeitig mit mir ausgestiegen sind; ich hatte schon gefürchtet, Sie würden es thun. Dem Herrn, der mit Ihnen im Coupé saß, wäre das sofort aufgefallen. Er hat früher einmal in Döbling gewohnt — und sich sehr um mich bemüht. Ohne Erfolg natürlich,“ setzte sie rasch hinzu.

Bruchfeld schwieg.

„Und Sie müssen mich auch heute allein aussteigen lassen, dürfen sich überhaupt in unserer Gasse nicht mehr zeigen. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr sie, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, fort. „Erwarten Sie mich morgen um neun Uhr hier an der Straße. Ich werde in der Nähe der Restauration den Wagen verlassen

und den Seitenweg einschlagen, der zur Sieveringer Kapelle führt. Ich will ein Gebet für meinen kranken Vater verrichten. Sie können mich dorthin begleiten. Sind Sie einverstanden?"

„Sie fragen noch!"

„Nun also, um Neun. Die Eltern werden in der nächsten Woche wieder ihre Döblinger Wohnung beziehen. Denn es könnte plötzlich rauhes Wetter eintreten, und da muß Papa schon wieder unter Dach sein."

„Ihr Papa ist also sehr krank?" fragte Bruchfeld theilnahmsvoll.

„Ach ja. Der Marasmus des Alters. Es ist keine Hoffnung mehr. Aber nun leben Sie wohl: ich bin gleich zur Stelle."

Er zog einen kleinen Strauß prachtvoller Nelken hervor, die er beim Hausgärtner bestellt hatte. „Nehmen Sie diese Nelken!" bat er.

Sie blickte mit Widerstreben darauf. „Die sind wirklich schön," sagte sie, „aber ich kann sie nicht nehmen. Man würde mich gleich fragen, woher ich sie habe. Eine aber will ich behalten — da die rothe." Sie löste sie los und führte sie rasch und

leicht an die Lippen. Dann barg sie die Blume in der Tasche ihres Kleides.

Sie waren in Grinzing und der Wagen hielt.

„Also Adieu!“ flüsterte sie und reichte ihm, schon im Aussteigen begriffen, die Hand.

Bruchfeld blickte ihr nach, so lange er konnte, und sah, daß sie ihm aus der Entfernung einen Gruß zuwinkte.



V.

Er hatte spät Nacht gemacht und war dann in einen unruhigen Schlaf verfallen, aus dem er zeitig erwachte. Als der Diener eintrat, um die Fensterläden zu öffnen, fiel nur mattes Licht in's Zimmer und die herbstlichen Wipfel des Gartens zeigten sich in Nebel gehüllt. Kein günstiges Wetter, dachte Bruchfeld, während er sich ankleidete. Seit vierzehn Tagen ungetrübter blauer Himmel — und gerade heute verhüllt er sich! Er frühstückte; dann verließ er das Haus.

Es war noch früh, und so schritt er langsam durch die Gassen von Unterdöbling und längs der ansteigenden Felder und Weingärten dem Orte des Stelldicheins zu. Eine empfindliche Kühle herrschte und weithin lag alles im Nebel. Aber die steigende Sonne schien ihn durchdringen zu wollen; von

Zeit zu Zeit wurde ein lichtes Schimmern am Firmament sichtbar.

Nachdem er ziemlich lange in der Nähe der Restauration auf und ab geschritten war und wiederholt nach der Uhr gesehen hatte, zeigte sich endlich der Wagen, der Paula bringen sollte. Jetzt hielt er; ihre zarte Gestalt, von einem hellgrauen Regenmantel knapp umschlossen, kam zum Vorschein und schlug den breiten Seitenweg ein. Bruchfeld wartete noch, bis der Wagen eine gewisse Entfernung erreicht hatte, dann eilte er ihr nach.

Beim Geräusch seiner Schritte mäßigte sie die ihren, und bald war er ihr zur Seite.

„Guten Morgen!“ sagte sie, mit reizendem Lächeln seinen Gruß erwidernd. „Ich hatte schon gefürchtet, unsere Begegnung würde zu Wasser werden. Als ich heute Morgen — wir stehen sehr früh auf, weil wir Abends sehr bald zu Bett gehen — aus dem Fenster sah, erblickte ich Alles grau in grau. Aber es heitert sich aus. Sehen Sie nur!“ Sie wies mit der Spitze ihres Schirmes gegen den Himmel, der in der That über der wallenden Nebelschicht leise zu blauen anfing. „Es wird noch der schönste Tag werden.“

„Der schönste meines Lebens!“ rief er aus. „O Paula — verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne — Sie wissen nicht, was ich empfinde, nun ich nach so langer Zeit hier an Ihrer Seite gehe! Es ist ein so namenloses Glück, daß ich es selbst gar nicht begreife, nicht fasse!“

Sie blickte nachdenklich zu Boden.

„Es ist merkwürdig, daß man mich immer so liebt,“ sagte sie still, wie in Erinnerungen versinkend. „Seit meiner frühesten Jugend. Den Wenigsten hat es Glück gebracht — aber vergessen hat mich Keiner. Sie wissen doch wohl“ — sie zögerte ein wenig — „von dem Hardt — daß ich mit ihm —“

„Gewiß weiß ich es,“ versetzte er, „ich wollte nur nicht —“

„Nun sehen Sie, noch in seiner Todesstunde hat er mein Bild, das zur Zeit unserer Verlobung gemalt wurde, neben sich gehabt.“

„In seiner Todesstunde? Ist er denn gestorben?“

„Ja, vor einem Jahre. Er war sehr unglücklich in seiner Ehe: denn er mochte seine Frau gar nicht.“

„Aber warum hat er dann —“

„Die Familie wollte es nun einmal — was war da zu machen? Es gab viel Gerede darüber und man hat mich von allen Seiten bedauert. Mein armer Papa, der sehr stolz ist, war ganz wüthend - ich selbst aber sehr froh, daß es so gekommen ist."

„Froh? Haben Sie denn Hardt nicht geliebt?"

„O ja; ich hab' ihn sehr gerne gehabt. Aber er hat mich so furchtbar mit Eifersucht gequält."

„Das ließe sich begreifen."

„Es war nicht zu ertragen. Denken Sie nur: ich sollte Niemanden ansehen, es konnte ihn zur Raserei bringen. Nun gut. Aber auch mich sollte Niemand ansehen. Wie war das zu machen? Man hat mich immer sehr viel angesehen. Kann ich dafür, wenn mich Jemand ansieht?"

„Nun — allerdings —"

„Und dann — mir paßte auch diese Familie gar nicht. Sie ist sehr eingebildet auf ihren Reichthum — auf ihren erworbenen Adelstitel. Ich gebe auf alle diese Dinge nicht das geringste. Rang und Würden haben mir niemals imponirt. Ich gehe jetzt auch nicht mit Ihnen, weil Sie der Bruchfeld sind."

„Das wäre mir auch gar nicht recht,“ erwiderte er lächelnd.

„Mir muß Jemand gefallen,“ sagte sie nachdrücklich. Hardt hat mir in den letzten Jahren gar nicht mehr gefallen. Er war sehr dick geworden.“

„In den letzten Jahren? Haben Sie denn noch mit ihm verkehrt?“

Sie erröthete über und über. „Nun ja — in allen Ehren natürlich. Er war so entsetzlich unglücklich – und mich zu sehen, war sein einziger Trost. Sie begreifen — wenn man Jemandem so nothwendig ist — —“

Bruchfeld erwiderte nichts.

„Meinem Manne durft' ich es allerdings nicht sagen, da er auch von dem Früheren nichts wußte. Es wurde ihm nicht mitgetheilt, als er um meine Hand anhielt. Von Ihnen aber weiß er.“

„Von mir?“

„Das ist ihm gesagt worden. Von meiner Tante, die bemerkt hatte, daß ich mich für Sie interessirte.“

Bruchfeld fühlte sich unangenehm berührt. Es war ihm, als habe man ihn gewissermaßen als

Deckmantel benützt. Aber diese Empfindung ging um so rascher vorüber, als Paula plötzlich stehen geblieben war und mit ihrem Schirm nach dem Wegrand deutete. „Da sehen Sie nur hin! Welche Seltenheit im October!"

Der Weisung folgend, gewahrte er einen wilden Rosenstrauch, der bereits seine herben Früchte aufwies. Er blickte sie fragend an.

„Sehen Sie denn die Rose nicht?"

In der That, eine späte, halb geöffnete Rose leuchtete aus dem fahlen Blättergrün hervor.

„Ich will sie Ihnen pflücken!" Und sie eilte auf den Strauch zu.

„Sie werden sich stechen!" warnte er.

„O nein! Ich habe starke Handschuhe an." Und die vollen Lippen zusammenpressend, trennte sie nicht ohne Anstrengung den zähen Stengel mit der Blume vom dornigen Zweig.

„Ihre Liebe!" sagte sie, ihm die Rose überreichend.

„Trifft nicht ganz zu," erwiderte er und drückte die leicht Duftende an die Lippen. „Meine Liebe blüht nicht erst jetzt."

Sie waren schon bis an die wenigen Häuser in der Nähe der Kapelle gelangt, und bald kam auch diese in ihrem schlichten, nüchternen Bau zum Vorschein.

„Nun wollen wir andächtig sein," sagte Paula und trat zu der kleinen Krambude an der Umfassungsmauer. Rosenkränze, Heiligenbilder, geweihte Kerzen waren da zum Kauf ausgelegt.

„Ich werde für meinen Vater eine Kerze anzünden," sagte sie und erstand eine.

Bruchfeld that das Gleiche. „Ein Brandopfer meines Glückes," flüsterte er und trat hinter ihr in den stillen, dämmerigen Kapellenraum, wo einige wenige, ärmlich gekleidete Andächtige zu erblicken waren.

Paula nahm ihm die Kerze aus der Hand. „Haben Sie Feuerzeug?" fragte sie mit leiser Stimme.

Er reichte ihr das Schächtelchen. Sie näherte sich dem Altar, über welchem, mit einem Gewinde von Astern geschmückt, das Bild der schmerzhaften Maria thronte, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt.

Alle Anwesenden blickten nach der lieblichen Gestalt, die jetzt, nachdem sie leicht das Knie gebeugt, die Altarstufen hinanschritt, die Kerzen in zwei bereit stehenden Leuchtern befestigte und anzündete. Hierauf kehrte sie zurück, händigte Bruchfeld das Schächtelchen ein und kniete im nächsten Betstuhle nieder.

Er stand unweit von ihr und betrachtete sie. Durch die Glasmalerei eines Votivfensters fiel magischer Lichtschimmer auf ihr feines blasses Gesicht. Die langen Wimpern gesenkt, das zarte Kinn auf die gefalteten schmalen Hände gestützt, war sie ein ergreifendes — aber auch entzückendes Bild, das sich immer tiefer in seine Seele prägte.

Sie erhob sich früher, als er erwartet hatte, bekreuzte sich und verließ, von ihm gefolgt, die Kapelle.

Draußen war es mit einmal leuchtender Tag geworden. Die letzten Nebel hatten sich verflüchtigt, und das sonnigste Blau spannte sich über dem herbstlichen Gold der Landschaft aus.

„Sie haben nicht lange gebetet," bemerkte Bruchfeld scherzend.

„Nur ein paar Vaterunser. Meine Zeit ist ja

gemessen, und wir wollen doch noch ein Bißchen mit einander sein. — Aber wohin wenden wir uns jetzt?" setzte sie, umherblickend, hinzu. „Das Gehen strengt mich sehr an; ich bin schon jetzt müde. Und man kann sich nirgends setzen."

„Das ist wahr," erwiderte er in einiger Verlegenheit.

„Wissen Sie was," sagte sie nach kurzem Besinnen, „dort oben" — sie wies nach zwei kleinen Häusern auf der Wegüberhöhung — ‚befindet sich eine Kaffeewirthschaft. Auch Heuriger wird geschänkt. Ich war schon einmal dort — mit meinem Manne natürlich."

Es berührte ihn eigenthümlich, daß sie ihm diesen Vorschlag machte. Aber er entschlug sich aller weiteren Gedanken darüber und erwiderte: „Das ist ja herrlich! Wollen wir hin?"

„Wenn es Ihnen recht ist. Ich werde Sie führen."

So schritten sie denn hinan, und bald hatten sie, durch ein niederes Thor tretend, einen kleinen Garten erreicht, an dessen Ende sich eine Laube befand. Sie wurde von dichten wilden Weinranken

gebildet, deren Blätter ihnen in allen Schattirungen von Roth entgegen leuchteten.

„Ist es da nicht hübsch?" sagte Paula, indem sie sich an dem Tisch in der Laube niederließ. Wir sind ganz ungestört, denn um diese Zeit kommt Niemand hierher."

Inzwischen war am Eingang eine dicke, bejahrte Frau erschienen, die Schürze halb aufgenommen, einen Küchenlöffel in der Hand. Offenbar die Eigenthümerin der Wirthschaft. Sie hatte das Kommen der Gäste bemerkt und fragte jetzt, was zu Diensten stehe.

„Was werden Sie nehmen?" wandte sich Bruchfeld an Paula.

„Ich? Nichts. Ich will nur sitzen."

„Nun, so bringen Sie Wein, liebe Frau. Vom besten, den Sie haben."

„Alten oder heurigen?" fragte die Wirthin, welche inzwischen Paula in's Auge gefaßt hatte und sie mit offenem Mund anstarrte.

„Heurigen. Der Seltenheit wegen."

Die letzten Worte waren an Paula gerichtet, die

nunmehr hinter dem Rücken der abgehenden Frau in ein Lachen ausbrach.

„Was haben Sie denn?“ fragte er verwundert.

„Ach, die Alte war zu komisch! Sie erinnerte sich, mich hier schon gesehen zu haben, wußte aber nicht, wann und mit wem. Sie ließ förmlich die Augen in mir stecken. — Aber setzen Sie sich doch zu mir!“

Sie rückte zur Seite, und Bruchfeld ließ sich dicht neben ihr auf die schmale hölzerne Bank nieder.

„O Paula,“ sagte er nach kurzem Schweigen, „es ist wie ein Märchen, daß wir Beide jetzt so nebeneinander sitzen —“

„Nun, sind Sie nicht zufrieden?“ fragte sie, ihn schalkhaft von der Seite anblickend.

„Zufrieden? Mein Gott, welch ein armes Wort! Selig bin ich, so selig, daß es mir fast die Brust zersprengt. Und doch — —“

„Nun?“

„Daß wir nicht auch beisammen bleiben — daß Sie nicht mein sein können — ganz mein — für immer!“

„Das ist nun nicht anders.“

„Aber es könnte anders werden —“

„Nein, nein!“ sagte sie rasch und entschieden, indem sie ihm die Hand entzog, die er gefaßt hatte. „Daran ist nicht zu denken.“

Am Thor zeigte sich wieder die Wirthin. Sie trug auf einer Blechplatte eine Flasche Wein, zwei Gläser und ein Körbchen mit Brod. Ein kleiner Junge folgte ihr mit einem Teller voll Trauben.

„So,“ sagte sie, während sie Alles auf den Tisch stellte. Und wenn die Gnädige nicht trinken will — ein paar frische Trauben wird sie sich schon gefallen lassen.“ Sie lächelte dabei Paula vertraulich zu und entfernte sich, nachdem sie noch einen Blick auf Bruchfeld geworfen hatte.

„Nun, trinken Sie doch!“ sagte Paula, als sie jetzt wieder allein waren. „Ich werde Ihnen einschenken.“ Sie ergriff die Flasche und füllte eines der Gläser.

„Und Sie werden nicht einmal versuchen?“ fragte er.

„Eigentlich sollte ich nicht, obgleich mir die Aerzte beständig empfehlen, Wein zu trinken. Schon

ein paar Tropfen steigen mir zu Kopf. Aber ich will Ihnen Bescheid thun."

Sie goß ein Weniges in das zweite Glas.

„Auf Ihr Wohl!"

„Auf unser Wiederfinden!" rief er, mit seinem Glase anklingend.

Der Wein mochte gut sein, aber er mundete nicht recht. Paula, die kaum genippt hatte, verzog die Lippen, und er brach ein Stückchen vom Brod, um dem Geschmack aufzuhelfen.

„Und die Trauben?" fragte er jetzt. „Verlocken die Sie nicht? Die Wirthin hat sie doch eigens für Sie gebracht."

„Nun, wenn Sie eine mit mir theilen wollen —"

Sie zog die Handschuhe aus, wobei ihre schmalen, mageren, fast abgezehrten Hände sichtbar wurden — für ihn zum ersten Mal.

„Sehen Sie nur meine Hände!" sagte sie erröthend. Die hätt' ich eigentlich gar nicht zeigen sollen."

Er ergriff eine und führte sie an die Lippen. Sie fühlte sich fast leblos an.

„Kalt, nicht wahr?" sagte sie. „Aber es heißt: kalte Hände, warmes Herz."

„Das stimmt nicht,“ erwiderte er. „Sie werden doch fühlen, wie warm die meinen sind.“

„Heiß,“ bekräftigte sie.

„Und sie werden die Ihren erwärmen!“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und bedeckte die Spitzen der blutlosen Finger mit Küssen.

Sie ließ es geschehen.

„Paula!“ flüsterte er und legte den Arm um ihren zarten Leib, der jeder Erdenschwere baar schien — und ihn doch alle Wonnen der Berührung empfinden ließ.

Sie senkte das Haupt.

Hingerissen, näherte er seine Lippen ihrem schmächtigen Halse und drückte einen sanften Kuß auf die schimmernde Stelle zwischen dem kleinen Ohr und dem dunklen Ansatz der Haare.

Sie schauderte leicht zusammen und verfärbte sich; sie wurde noch blässer, als sie gewöhnlich war. Ihre Augen schimmerten in einem feuchten Schmelz.

Seiner nicht mehr mächtig, zog er sie rasch an sich und suchte ihren Mund.

Sie machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Verzeihen Sie!“ sagte er erschrocken. „Ich wußte nicht, was ich that —“

Sie erwiderte nichts und strich langsam mit beiden Handflächen über Stirn und Schläfen.

Er hatte den Arm zurückgezogen und blickte sie ängstlich an.

„Versuchen wir die Trauben,“ sagte sie jetzt ruhig. Sie nahm eine vom Teller, zerlegte sie in zwei ungleiche Hälften und reichte ihm die größere. „Essen Sie!“

Er konnte nicht und sah schweigend vor sich hin.

„Seien Sie nicht so nachdenklich!“ fuhr sie fort, eine Beere zwischen die Lippen schiebend. „Ueberhaupt nicht so — so — —“ Sie rang nach einem Worte. „Solch einen Mann habe ich noch nie kennen gelernt — Sie nehmen Alles so ernst —“

„Wie ich es nehmen muß. Denn ich liebe Sie — liebe Sie unsäglich!“

„Ich glaub' es ja!“ erwiderte sie halb spöttisch. „Aber mein Gott, wie spät ist es denn schon?“

Er zog die Uhr. „Halb Zwölf.“

„Schon! Da müssen wir aufbrechen. Ich wüßte sonst gar nicht, was ich zu Hause sagen

sollte.“ Und sie machte Anstalt, sich vom Sitze zu erheben.

„Man muß doch erst zahlen,“ sagte er.

„Gehen Sie in's Haus, dort finden Sie die Wirthin.“

Er ging und beglich die kleine Rechnung. Als er zurück kam, fand er Paula bereits in der Mitte des Gartens stehen.

„Sie dürfen mich nicht weit begleiten,“ sagte sie. „Höchstens bis zur Hälfte des Weges. Es könnte uns sonst Jemand begegnen.“

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Ja, wann?“ versetzte sie zerstreut und bohrte die Spitze ihres Schirms in den grasigen Boden. „Das ist sehr fraglich. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, ziehen die Eltern im Laufe der nächsten Woche wieder nach Döbling. Da bin ich sehr in Anspruch genommen. Aber vielleicht können wir uns am nächsten Donnerstag sehen. Ich habe einen Besuch bei meiner Tante vor, die in der Josephstadt wohnt, und werde die Tramway benützen. Sie können mich um halb Zehn beim Hôtel Union erwarten, wo ich umsteige. Werden Sie Zeit haben?“

„Sie sollen mich unter allen Umständen dort finden. Aber sagen Sie mir noch Eines!“

„Nun was?“

„Ob Sie mir verziehen haben?“

„Sie sind ein Kind!“ erwiderte sie und fuhr ihm mit der Hand leicht über die Stirn.

Er ergriff diese Hand, die wieder behandschuht war, und drückte sie wiederholt an die Lippen.

„Was haben Sie davon?“ sagte sie lächelnd und bog, zu ihm aufblickend, das Haupt zurück.

Und nun zog er sie an sich und küßte den knospenhaften Mund, den sie ihm, halb abgewandt, überließ.



VI.

Bruchfeld befand sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Was ihm an Paula seltsam erschienen war, was ihn unangenehm, ja schmerzlich enttäuschend berührt hatte, ging unter in der wonnigen Erinnerung an das letzte Zusammensein —: der Zauber ihrer Schönheit ließ ihn Alles vergessen. Er dachte nicht einmal mehr daran, daß sie das Weib eines Anderen war, und ohne jede weitere Erwägung gab er sich ganz den Entzückungen einer Leidenschaft hin, welche bei ihm, der seine Jugendkraft nicht verbraucht hatte, so spät zum Durchbruch gelangt war.

Diese innere Erregung gab sich jetzt in seinem ganzen Wesen kund und mußte seiner nächsten Umgebung auffallen. Eine Verwandte des Hauses, in welchem er Gastfreundschaft genoß, eine ältere, etwas boshafte Dame, fragte ihn einmal ganz plötzlich:

„Sagen Sie mir doch, lieber Bruchfeld, was haben Sie denn eigentlich? Sie kommen mir sehr seltsam vor. Sollten Sie vielleicht gar verliebt sein?“

„Und wenn ich es wäre?“ erwiderte er übermüthig.

„Dann würde ich Sie bedauern. Denn die Liebe ist eine Krankheit — und in Ihren Jahren doppelt gefährlich.“

Diese Worte berührten ihn höchst unangenehm. Er suchte die Wirkung wegzuscherzen. Aber es gelang ihm nicht; endlich flüchtete er sich im Geist zu ihr, die er nächsten Donnerstag wiedersehen sollte.

Am Mittwoch hatte er, wie gewöhnlich, an dem späten Familiendiner Theil genommen. Gleich nach Tisch kamen mehrere Besuche; diese Art des Empfanges fand jeden Abend statt. Man nahm den Kaffee im Salon und plauderte, in zwanglosen Gruppen vertheilt, bis zur Theestunde. Heute bestürmte man eine Dame, welche vor Jahren der Oper angehört hatte, mit Bitten, Etwas zu singen. Sie ließ sich endlich dazu bewegen, setzte sich ans Clavier und trug mit klangvoller, noch jugendlich frischer Stimme eine alt-italienische Kirchenarie, dann

einige Lieder von Schubert und Schumann vor. Auch eines von Bruchfeld, der, im Fauteuil zurückgelehnt, seinen Gedanken nachhing, kam an die Reihe. Es wurde pflichtschuldigst beklatscht, und nun erklärte die Sängerin, sie wolle zum Schlusse noch Rubinsteins: „O wenn es doch immer so bliebe!“ hören lassen; sie wußte, daß dieses leidenschaftlich bewegte Lied allgemein beliebt war. Auch Bruchfeld schätzte dessen musikalischen Werth besonders hoch, und er lauschte jetzt dem ergreifenden Gesange, der so ganz seine eigene Seelenstimmung ausdrückte:

„Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur
Im tanzenden Wellengetriebe;
Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
O wenn es doch immer so bliebe!“

Dieser Refrain, von der Sängerin immer mächtiger zur Geltung gebracht, ließ jede Fiber seines Herzens erzittern, und als die letzte Strophe begann:

„In das schwarze Meer Deiner Augen rauscht
Der reißende Strom meiner Liebe —“

da konnte er dem Ansturm seiner Empfindungen kaum mehr Stand halten. Rasch dankte er noch der Dame, die sich unter stürmischem Applaus am Clavier erhob — und entfernte sich unbemerkt aus dem

Salon, wo es ihn in diesem Augenblick nicht länger duldete. Er ging auf sein Zimmer, nahm Hut und Mantel und verließ das Haus.

Die Nacht war längst hereingebrochen; dunkel und verödet lagen die Gassen vor ihm.

„O wenn es doch immer so bliebe!“ hallte es in seinem Innern nach, und ohne es eigentlich zu wollen, nahm er die Richtung nach dem Platze, wo er Paula wiedergefunden. Kaum ein Mensch begegnete ihm: kein Wagen rollte, und seine Schritte klangen einsam auf dem Pflaster.

Da stand er nun vor dem Hause. Die Bäume des Vorgärtchens waren zum Theil schon entlaubt, und er konnte durch die Zweige das ganze schmucke Gebäude wahrnehmen, auf welches der Schein einer nahen Gaslaterne fiel. In beiden Stockwerken waren die Rollvorhänge herabgelassen; kein Lichtschimmer kam zum Vorschein. Nur im oberen, ganz an der Ecke, zeigten sich zwei unverhüllte, matt erleuchtete Fenster. Wohnte sie dort? Er wußte es ja nicht — aber es war ihm, als müsse es so sein.

Er ging jenseits auf und ab, die Augen nach den durchsichtigen Scheiben gerichtet, hinter denen er

verschwommene Umrisse des Gemaches und den Strang einer Hängelampe zu erblicken glaubte. Die Nachtluft strich kalt und scharf um sein Antlitz: hin und wieder kam, von der Türkenschanze her, durch die schmale Seitengasse ein heftiger Windstoß.

Aber wurde jetzt nicht eine schattenhafte weibliche Gestalt in der Höhe sichtbar? Er täuschte sich nicht. Sie bewegte sich im Zimmer hin und her.

War es Paula? Sein klopfendes Herz sagte ihm, daß sie es sei. Ein unsäglich wonniges Gefühl durchschauerte ihn. Wenn sie nur ans Fenster träte! Hinabsähe!

Aber es geschah nicht. Die Gestalt verschwand.

Er spannte den Blick.

Wieder der Schatten! Ganz in der Tiefe des Zimmers .....

Er harrte noch eine Weile, dann aber fiel ihm ein, daß er ja nach Hause müsse, wo seine Abwesenheit gewiß schon längst aufgefallen war. Mit einem letzten Blick nach der matten Helle dort oben eilte er fort.

Die Gesellschaft war noch im Salon versammelt, als er eintrat. Aber fast gleichzeitig erschien ein

Diener mit der Meldung, daß der Thee servirt sei. Rasch bot er der zunächst befindlichen Dame den Arm. „O wenn es doch immer so bliebe!" intonirte er dabei, im Geiste ganz abwesend, mit halber Stimme.

Die Dame sah ihn überrascht an; dann schritten sie in den Reihen der Gäste durch das hell erleuchtete, mit Azaleen geschmückte Vestibule dem Speisezimmer zu.



VII.

Es war ein unfreundlicher Octobermorgen, als er sich zur bestimmten Stunde vor dem Hôtel Union einfand. Am Himmel jagten, von einem scharfen Nordwest getrieben, dunkle Wolken, und drohten sich in Regenschauern zu entladen. Bruchfeld schlug den Kragen seines Oberrockes hinauf. Wie lange schon hatte er derlei Zusammenkünfte nicht mehr gehabt! Und er verwunderte sich unwillkürlich darüber, daß er sich nun wieder auf so abenteuerlichen Wegen fand.

Er hatte nicht lange zu warten, denn schon kam von Döbling her ein Tramwaywagen herangeklingelt. Als er hielt, erschien Paula auf der Plattform und sprang leicht die Stufen hinunter. Bruchfeld stand, um nicht aufzufallen, in einiger Entfernung und ließ sie an sich herankommen.

„War ich nicht pünktlich?“ sagte sie, seinen Gruß

etwas geziert erwidernd. „Aber wie kalt es heute ist!“ Sie schüttelte sich leicht und zog ihre Pelerine fester um die Schultern.

„Das hab' ich vorausgesehen,“ erwiderte er. „Es war schon gestern Abend sehr frostig. Ich bin in der Dunkelheit vor Ihrem Hause auf und ab gegangen.“

„So? Wann denn?“

„Etwa zwischen Neun und Zehn.“

„Da hab' ich schon geschlafen. Aber weßhalb waren Sie denn dort?“

„Wie Sie so fragen können? Die Sehnsucht hatte mich hingetrieben. Und mir war es auch, als hätt' ich Sie gesehen. Freilich nur den Schatten Ihrer Gestalt, die sich im Zimmer hin und her bewegte.“

„Zwischen Neun und Zehn?“

„Ja.“

„Das war ich entschieden nicht. Denn wir sind gestern schon vor neun Uhr zu Bett gegangen. Es brannte um diese Zeit kein Licht mehr in unserer Wohnung.“

„Sie wohnen doch im zweiten Stock?“

„O nein! Im ersten.“

„Da freilich waren alle Fenster dunkel.“

„Sehen Sie! Sie haben sich also großartig geirrt.“ Sie lachte.

Dieses Lachen that ihm weh; er erwiderte nichts.

„Eigentlich sollte ich jetzt nach der Josephstadt umsteigen,“ fuhr sie unschlüssig fort; „aber die Wagen sind immer so voll; wir könnten kaum mit einander sprechen. Es wird am besten sein, wenn wir zu Fuß gehen.“

„Wie Sie befehlen.“

„Aber durch das nächste Stück der Währingerstraße dürfen Sie mich nicht begleiten. Erst in der Spitalgasse können Sie sich mir anschließen. Wir biegen dann in die Lazarethgasse ein, in der immer nur sehr wenige Menschen zu sehen sind.“

Sie setzte sich auch gleich in Bewegung, und er folgte ihr in einiger Entfernung auf der anderen Seite der Straße. Wie gut sie vereinsamte Wege ausfindig zu machen weiß, dachte er im Stillen und behielt die graziöse Gestalt im Auge, die mit ruhigen Schritten, das Haupt, ihrer Gewohnheit nach, leicht gesenkt, auf dem belebten Trottoir

dahinging. Zwei junge Männer kamen jetzt an ihr vorüber und sahen ihr ziemlich unverschämt unter den Hut. Sie blickten auch nach ihr zurück, und Bruchfeld bemerkte, daß Paula gleichfalls eine Kopfwendung machte.

Diese Wahrnehmung berührte ihn so unangenehm, daß er, endlich ihr zur Seite, keine Worte fand, um das Gespräch wieder anzuknüpfen. Auch sie schwieg. Erst als sie in die nahe Lazarethgasse einlenkten, sah sie ihn plötzlich von der Seite an und sagte: „Wissen Sie, daß ich Ihnen schon schreiben wollte?“

„Schreiben? Und weßwegen?“

„Um Ihnen mitzutheilen, daß unser Verkehr nicht weiter geführt werden kann.“ Und da sie seine Betroffenheit erkannte, fuhr sie gleichsam begütigend fort: „Aber ich fürchtete, der Brief könnte Sie möglicherweise verletzen —“

Sie war offenbar in Verlegenheit und blickte unsicher vor sich hin.

„Nun,“ erwiderte er nach einer Pause, „es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Sie mir geschrieben hätten; ich würde mich wahrscheinlich leichter zurecht

gefunden haben. — Aber darf ich fragen, was Sie zu diesem plötzlichen Entschlusse —“

„O, es war kein plötzlicher Entschluß,“ versetzte sie rasch. „Sie wissen ja, daß ich gleich im Anfang — — Mit einem Wort: ich kann das meinem Manne nicht anthun.“

„Nun denn,“ erwiderte er, ärgerlich über diese Abweisung, der er sich so unerwartet ausgesetzt sah, „ich hatte ja auch niemals die Absicht, Sie in Ihrer Pflicht wankend zu machen, und wenn ich gewußt hätte, daß Ihre Ehe eine glückliche ist —“

„Warum haben Sie daran gezweifelt? Ich hab' es Ihnen ja gleich gesagt.“

„Nun wohl; aber ich habe nicht daran geglaubt. Ich hatte Ihre Vergangenheit im Auge und zog daraus, wie ich jetzt zugeben muß, ganz falsche Schlüsse.“

„Ja, Sie haben sich getäuscht. Sie sind eben nicht normal.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie sind so überspannt, so romantisch. Sie haben, wie alle Künstler, ganz sonderbare Ideen. Ich bin eine hausbackene Natur und verstehe solche

Männer gar nicht. Auch habe ich in dieser Hinsicht schon eine sehr unangenehme Erfahrung gemacht."

„An einem Künstler?"

„Es war gerade kein Künstler — aber ein außerordentlich excentrischer Mensch. Ein sehr wohlhabender Ausländer, der sich hier auf der Durchreise befand. Drei Jahre ist es her. Es war an einem Concertabend bei Zögernitz, wo ich ihn kennen lernte. Der Saal war überfüllt, und er fand keinen Platz mehr, als an dem Tisch, an welchem ich mit meinem Manne saß. Es entspann sich natürlich ein Gespräch — und er verliebte sich sofort leidenschaftlich in mich."

„Nun, das wäre noch kein Beweis —"

„Nein — aber er setzte Alles daran, mich zu erringen — wollte durchaus, daß ich mich von Victor scheiden lasse und mit ihm nach Hamburg gehe, wo er zu Hause war."

„Und was empfanden Sie für ihn?"

„Nichts, gar nichts. Denn er gefiel mir nicht. Und wenn er mir auch gefallen hätte, ich würde doch meinen Mann nicht verlassen haben. Denn eine

Frau darf sich von ihrem Manne nicht trennen, wenn er sie wahrhaft liebt."

„Nun, das hängt von den Umständen ab. Es kann Fälle geben, wo die Scheidung zur Pflicht wird. Denn ein ehrlicher Bruch ist immer besser, als eine zweideutige Treue."

„O nein!" rief sie aus, fühlte jedoch sofort, daß sie sich mit dieser Behauptung blosstelle, und erröthete. „Es wäre denn," setzte sie hinzu, „daß man einen Anderen wirklich sehr liebt. Das war aber, wie gesagt, durchaus nicht der Fall. Auch war Victor so unglücklich darüber."

„Er hat also davon gewußt?"

„Natürlich. Der Rasende nahm ja keine Rücksicht. Tagelang hielt er sich unter meinen Fenstern auf — endlich wollte er in unsere Wohnung eindringen. Ich wagte mich gar nicht mehr auf die Straße."

„Und haben Sie zu einem solchen Benehmen nicht doch Veranlassung gegeben? Nicht vielleicht Hoffnungen erweckt —"

„Nicht die geringsten," unterbrach sie ihn, erröthete aber wieder sehr stark. „Kann ich übrigens

wissen, was sich dieser Mensch eingebildet hat? Zuletzt, als er sah, daß Alles umsonst sei, hat er sich erschossen. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, und diese ist nach Wien gekommen und hat mir die bittersten Vorwürfe gemacht. Was konnte ich dafür?"

„O gewiß nichts," erwiderte er und sah sie mit einer Art von Grauen an. In ihr schönes Antlitz war etwas unsäglich Kaltes, Brutales getreten — eine erschreckende Verschärfung jenes Zuges, der ihn damals so unangenehm berührt hatte.

„Und auch Sie sind in Ihrer Liebe so exaltirt," fuhr sie fort.

„Mag sein. Aber ich kann Sie versichern, daß ich mich nicht erschießen werde."

„Das möchte ich auch nicht," sagte sie, und erhob, wie um sich gegen jede Schuld zu verwahren, die Hand. „Wir wollen vielmehr gute Freunde bleiben. Bei zufälligen Begegnungen werden wir mit einander sprechen, und Sie können mich immer ein Stück Weges begleiten."

Er schwieg.

„Auch mein Bild will ich Ihnen geben. Eine

sehr gelungene Photographie aus meiner Jugendzeit. Eine Freundin, die in Linz lebt, besitzt sie. Sie wird mir das Bild senden und ich werde es copiren lassen. Wenn Sie sich in ungefähr vierzehn Tagen, Morgens zwischen Neun und halb Zehn, in der Nähe meiner Wohnung einfinden, können Sie es haben. Um diese Zeit begebe ich mich täglich zu meinen Eltern."

Sie waren bereits in die Pelikangasse eingebogen und schritten der Alserstraße entgegen.

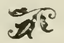
Paula hielt den Schritt an.

„Nun muß ich allein gehen. Meine Tante wohnt an der Ecke der Kochgasse und könnte uns vom Fenster aus sehen." Sie schlug die großen dunklen Augen zu ihm auf und reichte ihm die Hand. „Also leben Sie wohl," sagte sie langsam.

Ein namenloses Weh ergriff ihn. „Leben Sie wohl," erwiderte er.

Sie ging. Am Ende der Gasse wandte sie sich um und winkte ihm einen Abschiedsgruß zu.

Bruchfeld verweilte regungslos. Endlich brach er in ein kurzes, bitteres Lachen aus und trat den Rückweg an.



VIII.

Welch ein Thor war er gewesen! Er hatte ja gleich bei dem ersten Gespräch mit Paula erkannt, wie wenig Anklang seine treue Neigung bei ihr gefunden, hatte erkannt, wie wenig sie selbst in ihrem ganzen Wesen der Vorstellung entsprach, die er so lange von ihr gehegt — und dennoch hatte er, die warnenden Stimmen in seiner Brust übertäubend, mit einer Selbstverblendung sonder Gleichen an dieser sinnlosen Liebe festgehalten, bis er endlich heute entschieden den Laufpaß erhalten! Ein heißer Schauer durchrieselte ihn. Aber was konnte ihm daran liegen? Was machte er sich aus einem Weibe, in dem er sich so sehr getäuscht — in dessen Brust nicht ein Funken edlerer Empfindung glomm! Aus einem Weibe, das nichts anderes war als eine herzlose Kokette — wenn nicht noch Schlimmeres,

trotz der sonderbaren ehelichen Treue, die sie ihrem Gatten bewahrte! Sein Stolz, sein Selbstgefühl empörten sich, und unwillkürlich stampfte er im Gehen verächtlich auf das Pflaster.

Dennoch vermochte er nicht des Schmerzes Herr zu werden, der dumpf in seinem Innern fortbrannte, und schon in nächster Zeit mußte er erkennen, wie sehr er dieses Weib liebe. Wo immer er sich auch jetzt befand: in seinem einsamen Zimmer, im belebten Salon, im Theater, in der abendlichen Tischgesellschaft von Künstlern und Schriftstellern bei Gause — überall dachte er an Paula. Auf der Straße fürchtete er eine Begegnung mit ihr — und doch lugte er beständig nach ihr aus, blickte in jeden Wagen, ob er das blasse, dunkeläugige Antlitz darin nicht gewahre. Als er bei einem Concerte eine seiner Symphonien persönlich dirigirte, forschte er mit scheuen Augen nach ihr im Publicum, obgleich er wußte, daß sie gar nicht daran dachte, hier zu erscheinen. Und er hatte oft die ganze Kraft seiner Seele aufzubieten, um des Morgens nicht an dem bekannten Hause mit dem Vorgärtchen vorüber zu gehen . . . .

Es war ein aufreibender, unwürdiger Zustand, aus dem er sich um jeden Preis befreien mußte. Aber wie? Es gab, das erkannte er, nur ein Mittel: die Reise nach Italien. Aber nicht nach Venedig wollte er gehen, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen. Nein, in dieser halbversunkenen Stadt blühte ja die Sumpfblume der Armuth, das Laster, und wandelten Frauen, die ihn mit den großen dunklen Augen Paula's anblicken würden. Auch nicht nach Rom, wo alle Leidenschaften der Vergangenheit und Gegenwart wirr ineinander zucken. Nur in dem lichten, sonnigen Florenz, bei den erhabenen Gestalten Michelangelo's, vor den unschuldsvollen Bildern Fiesole's würde er vergessen, würde er die Ruhe seiner Seele wiederfinden! Schon bei dem bloßen Gedanken fühlte er seine Brust erleichtert. Also dorthin! Dorthin! Aber er konnte nicht fort. Künstlerische Verpflichtungen, die er eingegangen, hielten ihn hier noch fest.

Inzwischen war auch die Frist abgelaufen, die ihm Paula wegen ihres Bildes gesetzt. Trotz seines Vorsatzes, gar nicht weiter daran zu denken, überlegte jetzt Bruchfeld. Was wollte sie denn eigentlich

mit dem Bilde? Doch nichts anderes, als ihn auf wohlfeile Art über die Enttäuschung trösten, die er erlitten. Er sollte sozusagen damit abgespeist werden. Aber verhielt es sich auch wirklich so? Vielleicht that er ihr Unrecht. Es war ihm jetzt, als wäre sie doch einer plötzlichen wärmeren Empfindung gefolgt — als habe ihre Stimme beim Abschied leicht gezittert. Auch hatte sie ja gesagt, daß es sie immer freuen würde, ihn zu sehen. Und er sollte sich jetzt umsonst erwarten lassen? Nein, er mußte das Bild in Empfang nehmen!

Und so schritt er zuletzt wirklich an einem frostigen Novembermorgen die weitläufige Gasse hinunter. Vor ihm, in einiger Entfernung, ging ein junger, schlanker Offizier, dessen hoher Wuchs durch den langen grauen Mantel, den er trug, noch auffallender wurde. Auf dem Platze mäßigte er den Schritt und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit nach rechts in die Höhe. Zu den Fenstern Paula's! durchzuckte es Bruchfeld. Aber schon hatte der Offizier den Kopf abgewendet und bewegte sich wieder mit rascherem Schritte vorwärts, bis er, nach der Stadt hin einbiegend, verschwand.

Bruchfeld beschwichtigte die quälende Vermuthung, die in ihm aufgetaucht war, und schickte sich an, auf Paula zu warten. Eine eigenthümliche Empfindungslosigkeit überkam ihn jetzt: aber er konnte das Pochen seines Herzens vernehmen.

Es dauerte nicht lange, so erschien sie vor dem Hause und schritt über den Platz der Gasse entgegen, an deren Ecke Bruchfeld Aufstellung genommen hatte. Als sie ihn von weitem wahrnahm, schrak sie merklich zusammen und wollte offenbar eine andere Richtung einschlagen. Aber sie besann sich und ging schnell auf ihn zu. Sie trug einen dunklen, leicht mit Pelz verbrämten Ueberwurf: ein lichtgraues, fast weißes Hütchen, mit schwarzem Sammet und einer kleinen Feder geputzt, stand ihr reizend zu Gesicht, das überraschend frisch und rosig aussah.

„Sie hier, lieber Freund!“ sagte sie hastig und sichtlich befangen. „Ich hatte kaum mehr erwartet, daß Sie — — Aber verzeihen Sie! Ich habe heute keine Zeit, mit Ihnen zu plaudern. Ich muß gleich zu den Eltern. Papa's Zustand hat sich sehr verschlimmert. Es soll ein neuer Arzt consultirt

werden — er wird gerade um diese Stunde erwartet. Und ich möchte doch dabei sein —"

„O das ist sehr begreiflich," erwiderte er. „Auch bin ich ja nur gekommen, weil Sie — die Güte hatten, mir Ihr Bild ...."

„Ach ja, das Bild! Das hab' ich noch nicht. Das heißt — ich habe es nicht bei mir. Eigentlich hat mich der Photograph im Stiche gelassen. Wenn Sie sich aber nächsten Samstag — also in einer Woche — wieder einfinden wollen, so werden Sie es bekommen. Erwarten Sie mich aber nicht hier, wo man Sie bemerken könnte. Vielleicht dort oben in der Nähe der ersten Cottage-Häuser. Ich werde ganz gewiß kommen. Adieu!" Und damit bog sie in die Gasse ein und eilte fort.

Da stand er nun. Er hatte es ja gewollt und durfte sich nicht wundern, daß es so gekommen war. Endlich wandte auch er sich zum Gehen. Wohin sollte er nun? Er hatte zwar mit Bekannten einen Besuch der eben eröffneten Ausstellung im Künstlerhause verabredet. Aber man wollte erst um Zwölf dort zusammentreffen, und jetzt war es kaum halb Zehn. Er überließ sich also einem ziellosen

Schlendergange, wobei er seinen Gedanken und Empfindungen nachhängen konnte. Er bog gleich bei der alten Linienkapelle links ab und nahm den Weg durch die stille, zum Franz-Joseph-Bahnhof führende Straße. Endlich gelangte er an die Brigitta-Brücke. Diese würde ihn zu weit ab geführt haben, und er lenkte in das Gebiet der „Rossau“ und des „Althans“ ein. Wie lange schon hatte er dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen nicht mehr betreten, davon sich einige noch ganz so ausnahmen, wie einst in seiner Jugend! Niedere, jetzt freilich schon dem Verfall nahe Häuser, unscheinbare Läden und Gewölbe, vernachlässigte Gastwirthschaften. Und hart daran, aus jüngster Zeit, unabsehbare Reihen hoher, schimmernder Bauten, die ganz neue Verkehrsadern bildeten und ungeahnte Durchblicke eröffneten. Dennoch wandelte man hier, wo kaum ein Wagen rasselte und nur wenige Menschen zum Vorschein kamen, wie in fremder, vergessener und verschollener Ferne ....

Aber war das nicht Paula, die dort am oberen Ende der alten, langgestreckten Gasse, die er eben betreten hatte, am Arm eines Offiziers herangeschritten

kam? Desselben jugendlich schlanken Offiziers, den er heute schon einmal wahrgenommen? O ja, sie war es: ihr weißes Hütchen schimmerte von weitem. Und das Paar, das sich offenbar hier sehr sicher fühlte, hielt sich — sie mit beredtem Augenaufschlag, er, das Gesicht zu ihr hinabgeneigt — dicht und zärtlich aneinander geschmiegt.

Bruchfeld wußte nicht gleich, was er beginnen sollte. Die Gasse war sehr schmal; ein förmlicher Zusammenstoß schien unvermeidlich, wenn er nicht sofort umkehrte, oder unter ein Hausthor trat. Aber eh' er noch zu einem Entschlusse gekommen war, hatte ihn Paula schon erblickt. Sie erschrak derart, daß sie sich, todtenblaß, wie sie geworden war, an den Arm ihres Begleiters festklammern mußte. Dieser blickte sie betroffen an und ließ dann die Augen forschend vor sich hinschweifen: aber er gewahrte Bruchfeld nicht mehr; der war bereits in einem kleinen, dürftigen Gasthause verschwunden, das er in nächster Nähe entdeckt hatte.

Drinnen zeigte sich außer einem Manne, der im „Schank“ hinter einem leeren Glase saß, nur der Wirth, ein Sammetmützchen auf dem Kopfe.

Seine schläfrige Miene drückte Erstaunen über den Gast aus.

Bruchfeld begab sich in das anstoßende „Extrazimmer“ und bestellte Wein. Dann setzte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster. Er wollte die Beiden, wofern sie ihren Weg fortsetzten, nicht vorüberkommen sehen.

So verweilte er eine halbe Stunde mit völlig erstarrten Lebensgeistern. Er fühlte und dachte nichts. Endlich bezahlte er den ungenossenen Wein, erhob sich und ging.

Er hatte noch nicht viele Schritte gethan, als er auf einen Trödlerladen stieß, vor welchem neben anderen Gegenständen ein Spiegel ausgehängt war. Unwillkürlich blickte er hinein — und erschrak vor dem Bilde, das ihm entgegen sah. Wie festgebannt blieb er stehen. Ja, dieses fleischige, verquollene Gesicht mit dem ergrauten Barte war das seine! Und die ganze Gestalt, wie gedrungen, wie hochschulterig nahm sie sich aus! In so voller, überzeugender Deutlichkeit hatte er noch nie sich selbst wahrgenommen. Und wie eine plötzliche Erleuchtung kam ihm der Ausspruch Schopenhauers in den Sinn:

„Jedes Gut will auf seinem eigenen Gebiet errungen sein. Liebe, Schönheit und Jugend werden nur wieder durch Liebe, Schönheit und Jugend gewonnen."

Das sah er nun. Freilich traf dieser Satz nicht vollständig zu. Paula war den Jahren nach nicht mehr jung; älter, viel älter als der Offizier. Aber sie besaß den geheimnißvollen, unvergänglichen Reiz gewisser Frauen, deren Schönheit im Verfall sich fast noch verlockender erweist, als in der Blüthe. Selbst als Matronen üben sie gefährlichen Zauber, den kein Mund zu bespötteln vermag. Er dachte an Ninon de l'Enclos. Wie viele Leidenschaften wird Paula noch erwecken! Und er — er war ein alter Mann, der eitel genug gewesen, zu glauben, daß man ihn noch lieben könne! —

Diese Erkenntniß, so beschämend sie auch war, hatte für ihn doch etwas Erlösendes. Er fühlte, daß er an Allem selbst schuld gewesen, und während er jetzt langsam der Stadt zuschritt, wurde ihm immer leichter, immer freier zu Muthe. So traf er mit fast heiterer Seele im Künstlerhause ein, gab sich mit Aufmerksamkeit der Betrachtung der

Gemälde hin, speiste dann mit den Freunden in einem bekannten Restaurant — und Abends folgte er einer Einladung in die Oper, wo ein neues Ballet zur Aufführung gelangte. Aber der Anblick der vielen weiblichen Gestalten auf der Bühne bedrückte ihn. Er mußte wieder an Paula denken, und plötzlich fand er, daß ihr eine der jungen Ballerinen oberflächlich ähnlich sah. Der Schmerz erwachte wieder in ihm und trieb ihn fort, ehe noch der zweite Akt zu Ende gespielt war.

Als er nach Hause kam, händigte ihm der Portier ein Briefchen ein. Eine Dame habe es in der Dunkelheit überbracht und die Bestellung dringend ans Herz gelegt.

Bruchfeld ahnte, von wem es war. Mit klopfendem Herzen steckte er es zu sich, und als in seinem Zimmer die Lichter brannten, erbrach er es. Seine Hand zitterte dabei heftig — wie schwach war er noch! In seltsam geschlungenen und gezwungenen Schriftzügen las er jetzt Folgendes:

„Mein einzig geliebter Freund! Verurtheilen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört. Der Schein ist gegen mich — aber ich bin schuldlos. Es wird

Ihnen Alles klar werden, wenn Sie sich, wie schon verabredet, nächsten Dienstag oder Mittwoch an dem bezeichneten Orte einfinden, Ich beschwöre Sie, zu kommen. Ohne Ihre Achtung könnte ich nicht leben — mit Ihrer Verachtung noch weniger. Es hat nie jemand Anderen geliebt als Sie

Ihre unglückselige

alte Freundin."

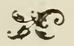
Er warf das Blättchen auf den Tisch. Lüge! Lächerliche, abgeschmackte Lüge! Und doch, wenn es wahr wäre! Wenn sie .... Ein plötzliches Wonnegefühl tauchte bei diesem Gedanken in seiner Brust empor. Unsinn! Lüge! Abscheuliche, plumpe Lüge, um ihn nunmehr an sich zu locken, seinen Verstand zu umnebeln, ihm den Mund, der ein Geheimniß verrathen konnte, mit ihren Lippen zu versiegeln! O sie wußte, daß es ihr gelingen würde, wenn er sich beikommen ließ, ihrem Rufe zu folgen! Er wäre dann für immer der Narr, der Sklave dieses Weibes! Unwillkürlich dachte er an ihren Mann. Welch eine Ehe war das!

Aber wird sie ihn nicht unter allen Umständen zu finden wissen? Sie empfand, das erkannte er, bei

aller Verderbtheit Scham und Angst vor ihm: ihrer Ruhe, ihrer Sicherheit willen mußte sie ihn jetzt um jeden Preis wieder zu gewinnen trachten. Daher durfte er auch nicht länger hier verweilen: er mußte fort — sogleich fort.

Schon am nächsten Tage traf er alle Anstalten. Seine Hausgenossen waren sehr verwundert über diese plötzliche Eile und suchten ihn noch hinzuhalten. Er aber erklärte, er dürfe nicht länger zögern, da er ja nicht gerade bei strengstem Winter in Florenz eintreffen wolle. So ließ man ihn denn gewähren. Es war ihm gelungen, die bindendste seiner Verpflichtungen in guter Art zu lösen; alles Andere ließ er auf sich beruhen, denn Gefahr war im Verzuge.

Als er nach dem Bahnhofe fuhr, fiel der erste Schnee vom abendlichen Himmel nieder.



IX.

Zwei Jahre waren seitdem verflossen, als der Bankbeamte Herr Victor Jaksch aus dem Kaffeehause, das er in den späten Nachmittagsstunden zu besuchen pflegte, in seine Wohnung zurückkehrte. Es war ein ganz nettes kleines Heim, ausgestattet mit dem üblichen Einrichtungsprunk aus den großen Möbelmagazinen, und bestand, nebst einer Küche und einem winzigen Vorzimmerchen, aus zwei Gelassen, davon das eine als eheliches Schlafgemach benützt wurde. Ein anstoßendes schmales Cabinet schien das Boudoir der Gattin zu sein.

Es war ein feuchtkalter Abend, und in dem schmächtigen Thonofen des ersten, bereits von einer Lampe erhellten Zimmers brannte ein behagliches Feuerchen. Herr Jaksch legte Hut und Oberrock ab; dann begab er sich in das Schlafzimmer, wo er seine etwas großen und plumpen Füße von den

beengenden Stiefeletten befreite und in bequeme Hausschuhe von zartem gelben Leder schlüpfen ließ. Hierauf entledigte er sich seines Jaquets und zog einen ganz neuen Schlafrock an, der vorne an der Brust blau ausgeschlagen war. Auch die Cravatte entfernte er und knüpfte, nachdem er eine Kerze vor dem Toilettespiegel angezündet hatte, ein buntes Seidentuch um den Hals. Er sah nun, wie er fand, ganz malerisch — und vor allem für seine Jahre sehr wohlerhalten aus. Der Scheitel war allerdings schon so weit gelichtet, daß man, wenn man gerade wollte, von einer Glatze sprechen konnte, dafür aber erschien die Stirn bedeutender, und der unternehmend aufgedrehte Schnurrbart gelangte zu größerer Geltung. Kurz, Herr Jaksch war mit sich ungemein zufrieden. Er warf mit einer Seitenwendung den letzten Blick in den Spiegel, blies das Licht aus und kehrte in das erste Zimmer zurück, wo er sich erwartungsvoll in einem Fauteuil niederließ.

Seine Frau hatte ihn, als er nach dem Essen ins Kaffeehaus ging, ein Stückchen Weges begleitet, und sich dann, um Besuche zu machen, mit dem

Versprechen von ihm entfernt, zeitig wieder zu Hause zu sein. Nun, das war nicht der Fall, aber sie dürfte gewiß bald kommen.

Herr Jatsch wartete mit einiger Ungeduld. Er hatte sich auf diesen Abend ganz besonders gefreut. Es war ihm nämlich heute Morgen im Büreau vertraulich eröffnet worden, daß er zu Neujahr eine nicht unbedeutende Gehaltsaufbesserung zu erwarten habe. Er hatte diese längst gehoffte Kunde seiner Frau schon bei Tisch mitgetheilt, wollte aber jetzt eine kleine intime Feier dieses frohen Ereignisses veranstalten. An einer Weinhandlung vorüberkommend, hatte er sich eine Flasche Refosco, davon die Gattin, wie er wußte, nicht ungern einige Tropfen nippte, in Papier wickeln lassen; beim Abendessen, das von der Magd bereits gekocht wurde, sollte sie entkorkt und durch das süße Feuer des Weines eine trauliche Schäferstunde eingeleitet werden, nach welcher er umsomehr Verlangen trug, als er lange genug Strohwittwer gewesen. Seine Frau hatte im Sommer zuerst Franzensbad — und dann in einer berühmten Nerven-Heilanstalt eine endlose Kur gebraucht. Bis weit in den October

hinein hatte sie sich gezogen — dafür aber auch Wunder gewirkt. Seine Paula war gesund und blühend wie ein junges Mädchen in seine sehnsuchts-vollen Arme zurückgekehrt. Gleichwohl sollte er sich — nach ärztlicher Anordnung — noch immer einer gewissen Enthaltsamkeit befleißigen. Er war bis jetzt nach Möglichkeit folgsam gewesen. Aber heute sollte und mußte ihm endlich voller Lohn werden!

Halb Neun! Und noch immer nicht da! Er erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Dabei fiel ihm ein, daß er, seiner Gewohnheit nach, auch ein Abendblatt gekauft und zu sich gesteckt hatte: im Kaffeehause kam er ja, von einer fixen Billardpartie in Anspruch genommen, nur selten dazu, die Zeitungen näher anzusehen. Er zog es nun aus der Tasche seines Oberrockes, setzte sich nieder und begann, in das volle Licht der Lampe rückend, zu lesen.

Bei der zweiten Seite angekommen, stutzte er und faßte mit gespannter Aufmerksamkeit eine Stelle ins Auge, die ihn besonders zu interessiren schien.

Da ertönte draußen die Klingel — und die Ersehnte trat herein. Sie war in Halbtrauer;

denn sie hatte gegen Ende des vorigen Jahres ihren Vater verloren.

Er stürzte auf sie zu, umschloß sie mit den Armen und küßte sie wiederholt.

„So laß mich doch nur erst den Hut weglegen!" rief sie widerstrebend und begab sich in das Schlafzimmer, wo sie auch den Mantel von den Schultern gleiten ließ. Dann kehrte sie, das Haar an den Schläfen glatt streichend, zurück. Er betrachtete sie mit trunkenem Blick.

Sie sah auch wirklich entzückend aus. Ihr Wuchs war voll, fast üppig geworden. Das früher so fahle Gesicht hatte eine gesunde, bräunliche Farbe angenommen, so daß sie mit ihren rothen Lippen und den weitgeschlitzten, dunkel umschatteten Augen einer Creolin ähnelte.

„Du bist spät gekommen, mein Engel!" sagte er und zog sie, sich setzend, auf seine Kniee.

Sie ließ es gleichgültig geschehen. „Du weißt doch, daß mich Mama nie fortlassen will. Auch war ich ja noch in der Josephstadt. Der Tante geht es nicht gut. — Was Neues?" Sie griff nach dem Blatte, das auf dem Tisch lag. Sie pflegte meistens

nur die Inserate durchzusehen; das Uebrige ließ sie sich gern erzählen.

„Neues? Nun ja — eigentlich Etwas für Dich —"

„Was denn?"

„Es ist Jemand gestorben."

„Wer?"

„Nun, der — der — wie heißt er nur gleich? Deine erste Liebe. Na, da lies selbst!" Er wies ihr die Stelle mit dem Finger.

Bei den Worten „Deine erste Liebe" war sie erröthet. Jetzt las sie, noch immer auf seinem Schoße, über den Tisch gebeugt Folgendes:

„(† Leo Bruchfeld.) Man schreibt uns aus Florenz: Gestern ist hier der österreichische Musiker und Componist Dr. Leo Bruchfeld nach kurzer Krankheit gestorben. Seit zwei Jahren schon weilte er in unserer Stadt, um in fast gänzlicher Zurückgezogenheit an einer größeren Tondichtung zu arbeiten, die sich auch unter dem Titel „Requiem der Liebe" in seinem Nachlasse vorgefunden hat."

Die von der Redaction beigefügte biographische Skizze las sie nicht mehr. Sie hatte sich erhoben

und war jetzt so blaß, daß in ihrem Antlitz das bläuliche Geflecht der Adern zum Vorschein kam.

„Mein Gott! Paula!“ rief er erschrocken. „Wie thöricht von mir, daß ich Dich aufmerksam gemacht —“

„Es ist nichts,“ sagte sie und fuhr langsam mit der Hand über die Stirn.

„O doch! Es hat Dich sehr ergriffen. Hast Du ihn denn wirklich — —? Schau, ich war auf so Viele eifersüchtig — aber auf den niemals.“

„Es war auch nichts.“ Sie wendete sich ab.

Die Magd trat ins Zimmer, um den Tisch zu decken, während sich Paula auf das Sopha niederließ und in Gedanken vor sich hinblickte.

„Was für ein Dummkopf war ich,“ sagte Herr Jaksch zu sich selbst, „daß ich das Blatt nicht sofort versteckt habe. Nun ist Alles verdorben.“

Sie setzten sich zu Tisch. Paula legte ihm von den Speisen vor.

„Und Du?“ fragte er.

„Du weißt doch, daß ich Abends nicht esse.“

Sie nahm übrigens eine Kleinigkeit auf ihren Teller und kostete davon.

Er entkorkte die Flasche.

„Refosco," sagte er.

Sie reichte ihm das Spitzgläschen hin. Er goß ein und sie trank.

Allmälig fing ihr Gesicht zu glühen an ....

* *
*

Des Nachts merkte er, daß sie nicht schlafe, obgleich sie ganz ruhig neben ihm lag.

„Du schläfst nicht?" flüsterte er.

„Laß mich."

* *
*

Am Morgen war sie wie gewöhnlich zu Bette geblieben, während er im Nebenzimmer gefrühstückt hatte und nun, zum Gange in sein Büreau bereit, an ihre Seite trat.

„Paula! Mein schönes, mein göttliches Weib!" Er bog sich zu ihr hinab und liebkoste sie. Sie ließ es geschehen und hielt ihm die Hand zum Abschied hin.

Als er fort war, verweilte sie eine Zeit lang regungslos mit geschlossenen Lidern. Dann erhob sie sich, wusch sich und kämmte vor dem Spiegel ihr langes, volles Haar, in welchem schon einige Silberfäden schimmerten.

Als sie vollständig angekleidet war, trat sie an ein Fenster und blickte durch die Scheiben. Dann setzte sie den Hut auf, nahm den Mantel um und verließ, nachdem sie der Magd mit ruhiger Stimme einige Befehle ertheilt hatte, die Wohnung. Ihr Antlitz sah heute wieder etwas blutlos aus, so daß es eine leichte gelbliche Färbung zeigte. Mit gesenkten Wimpern schritt sie langsam die Treppe hinab, verließ das Haus und wendete sich nach rechts.

Dort, wo einst Bruchfeld gestanden, stand ein sehr vornehm aussehender Herr. Er war nicht mehr jung, aber keineswegs alt und wies in Haltung und Miene jene weltmännische Sicherheit, welche die Frauen besonders anzieht. Sein etwas verschleierter Blick leuchtete auf, als er sie kommen sah.

Sie lächelte ihm entgegen .....



Inhalt.



Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.







LG
S112h
Saar, Ferdinand von
Herbstreigen, drei Novellen.
42527
DATE.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

